

1921 Hum

0163A

Engelbert Humperdinck
Hänsel und Gretel



Engelbert Humperdinck

Hänsel und Gretel

»Ein Stück Kinderleben«

Märchenoper in drei Bildern
von Adelheid Wette
mit Texten von Hermann Wette und
Gustav Ferdinand Humperdinck
Musik von Engelbert Humperdinck
nach den Quellen neu herausgegeben
von Hans-Josef Irmen

Uraufführung
Weimar, Hoftheater
23. Dezember 1893

Die Musik behandelt ein Stück Kinderleben, welches, hoffe ich, gut geraten ist. Es ist gleichsam eine musikalische Illustration zu einem Gemälde, welches darstellt, wie spielende Kinder von einem Schutzengel vor einem nahen Abgrunde behütet werden. Es beginnt mit der Weise der Engel, die dann in »Hokus pokus Holderbusch« übergeht, woran sich die Melodie »Die Englein haben's uns im Traum gesagt« anschließt, worauf das Lied »Die Hexerei ist nun vorbei« in jubelnder Vereinigung mit dem Choral der 14 Engel angestimmt wird. Das Ganze hat eine teils ätherisch-zarte, teils knabenhaft-frische Klangfarbe und ist wohl ziemlich eigenartig. Ich glaube sogar, es wird gefallen.

Engelbert Humperdinck, *Über das Vorspiel*, An Hedwig Taxer, 9. Dezember 1891

Nach den Göttern Walhalls, nach den bluttriefenden italienischen Radauopern – die beiden Märchenrangen Hänsel und Gretel nebst der Knusperhexe! Das war ein Kontrast wie ihn selbst die Bühne wohl noch nicht sah. Nur eine ganz unverdorbene, naive Künstlerseele konnte diese seltsame Idee der Erlösung der Opernbühne finden.

Georg Münzer, *Humperdinck – Tonsetzer der Gegenwart*, 1905

Inhalt

Engelbert Humperdinck – Georg Münzer	4
Handlung	7
Märchen	9
Wolfgang Koeppen – Herman Grimm – Engelbert Humperdinck – Ludwig Bechstein – Gerhart Hauptmann – Wilhelm Hauff – Ernst Barlach – August Strindberg – Gustav Ferdinand Humperdinck	
Engelbert Humperdinck – »Hänsel und Gretel«	15
Engelbert Humperdinck – Cosima Wagner – Gustav Mahler – Berliner Tagblatt – Karl Storck – Artur Seidl – Mathias Behrends – Alfred Lorenz – Georg Münzer – Richard Strauss – Bernhard Adamy	
Vorspiel – »Ein Stück Kinderleben«	19
Engelbert Humperdinck	
Erstes Bild – Kinder	21
Jacob und Wilhelm Grimm – Ludwig Bechstein – Adelheid Wette – Charles Perrault – Franz Graf von Pocci – Helmut Schanze – Rheinischer Vers – Hermann Wette – Mathias Behrends – Engelbert Humperdinck – Gertrud Humperdinck – Bruno Bettelheim – Antoine de Saint-Exupéry – Jean Cocteau – Thomas Wolfe – Peter Weiss – Jacob Christoffel von Grimmelshausen – Michail Bulgakow	
Zweites Bild – Wald	33
Jacob und Wilhelm Grimm – Ludwig Bechstein – Adelheid Wette – Engelbert Humperdinck – Mathias Behrends – Elias Canetti – Walter Benjamin – Georg Büchner – Volkstümliches aus Ostpreußen – Ludwig Tieck – Sigmund Freud – Franz Graf von Pocci – Wilhelm Hauff – E. T. A. Hoffmann – Hans Christian Andersen – Jean Paul – Unbekannte Verfasser – Paul Klee – Max Frisch – Dorothea Dieckmann – Abraham a Santa Clara – Philippe Pinel – Ödön von Horváth – Gerhart Hauptmann – Peter Weiss	

Drittes Bild – Hexe	53
Jacob und Wilhelm Grimm – Ludwig Bechstein – Adelheid Wette – Schlesisches Märchen – Hermann Wette – Engelbert Humperdinck – Hans Dieckmann – C. G. Jung – Walter Scherf – Mathias Behrends – Peter Weiss	
Erlösung	67
Elias Canetti – Carl Maria von Weber – Jacob und Wilhelm Grimm – Adelheid Wette – Engelbert Humperdinck – Mathias Behrends – Norbert Abels	
Dessauer Marsch	71
Engelbert Humperdinck – Cosima Wagner	
Fotos zur Inszenierung	73
Clärchen und Hermann Baus	

Handlung

Erstes Bild

Hänsel und Gretel müssen schwer arbeiten. Aber der Hunger ist groß.

Die Kinder entfliehen in Tanz und Spiel.

In ihrer Verzweiflung sieht die Mutter keinen Ausweg aus der Not. Den geringsten Vorfall nimmt sie zum Anlaß, die Kinder aus dem Haus zu jagen.

Die Freude des Vaters vertreibt für Momente die Sorgen.

Doch wo sind die Kinder?

Hexenwahn am Ilsenstein überfällt die Eltern.

Zweites Bild

Hänsel und Gretel wird der Wald zum vertrauten Ort.

Doch mit Einbruch der Nacht überfällt sie Angst und Einsamkeit.

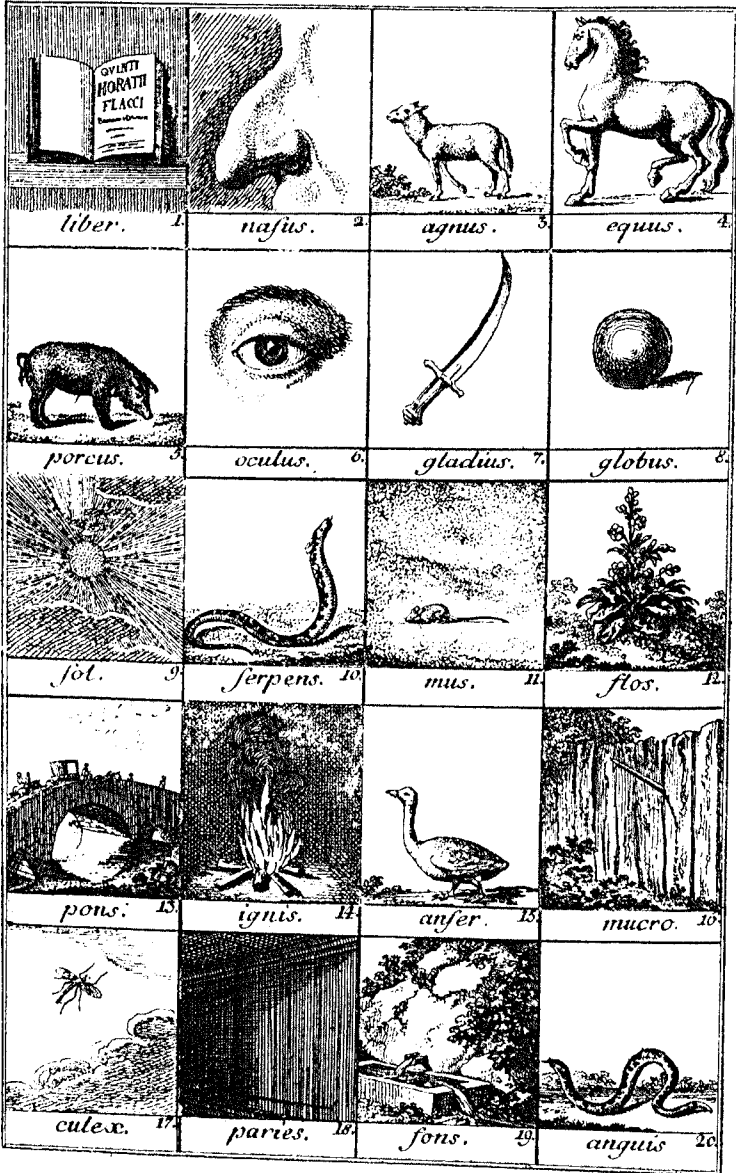
In Schlaf und Traum finden die Kinder Schutz.

Drittes Bild

Als würde ein Traum Wirklichkeit, finden sich Hänsel und Gretel in einer Zuckerwelt wieder.

Die Begegnung mit der Hexe schlägt in eine tödliche Gefahr um.

Die Kinder befreien sich aus eigener Kraft.



Masculina.

III.

Karl Philipp Moritz, »Versuch einer praktischen Kinderlogik, welche auch zum Teil für Lehrer und Denker geschrieben ist«, 1786

Märchen

Ihre größte Verbreitung, ihre ungeheure Volkstümlichkeit erreichten die Kinder- und Hausmärchen gedruckt und verlegt in Reclams Universalbibliothek im endenden neunzehnten, dem bürgerlichen Jahrhundert. Es erschien eine sechshundert Seiten dicke gelbliche Broschüre deutschtümelnd verschnörkelten Titels, ein Taschenbuch, bevor es Taschenbücher gab, bald aus dem Faden gebrochen, zerlesene flatternde Seiten, Eselsohren, leidenschaftlich ins Herz geschlossen. Ein Buch in den Händen der Mütter, die es den Kindern vorlasen zur Nacht, fast ein Synonym für Muttersprache, Mutterlaut. Erst später, als mit der marschierenden Zivilisation der Fortschritt kam, die Dämmerung zurückdrängte, das Gasglühlicht summte, das elektrische Licht eine kaltblendende Zukunft versprach, nannte man die Sammlung Grimms grimmige Märchen. Die Alpträume kamen mit der Aufklärung, der kommoden Schaltertechnik der Lampen, später der Science fiction-Geräte am Kinderbett.

In vergangener Zeit, es war einmal, kamen die Märchen aus dem deutschen Wald, den Quellen, den Seen, den Tümpeln, dem Mondschein, dem Gedächtnis alter Frauen, dem raunenden Imperativ vor dem erlöschenden Herdfeuer am Abend in der Küche. Stille oder Sturm, Friede und Krieg um die Hütten, Räuber und Häscher, Soldaten und Henker, das Totenglöcklein der Geistlichen auf dem Versehgang im Nebel brachten Engel und Teufel, fahrendes Volk, Vaganten, Studenten, lustiges Lumpengesindel und die menschenfreundlichen Tiere ins nun erst recht traute Heim, es war die Märchenstunde der Psychotherapie, der frommgesprochenen Alten, Großvater und Großmutter hatten die Schrecken des Lebens überlebt, die gute und die böse Fee verglichen sich in der Ordnung der Schöpfung, Löwe und Lamm liefen zurück in den Garten Eden.

Wolfgang Koeppen,
Nachwort zu Philipp Otto Runge's »Von dem Machandelboom«, 1987

Meine Mutter hat als junges Mädchen freilich *Hänsel und Gretel* meinem Vater erzählt; daß dieser aber nach ihrem Diktate geschrieben hätte, so einfach liegt die Sache hier nicht. Wilhelm hat den späteren Auflagen der Märchen den weniger bekannten dritten Teil beigegeben, worin er sich, aber ohne Personen zu nennen, über die Herkunft der einzelnen Märchen ausspricht. Bei *Hänsel und Gretel* heißt es hier nur: »Nach verschiedenen Erzählungen aus Hessen«. Hieraus erklärt sich nun aber, warum er an der Stelle des ersten Bandes, wo er meine Mutter handschriftlich als Quelle des Märchens nannte, dies nicht am Schlusse, sondern mitten

im Märchen tat, wo er einen Nachtrag handschriftlich einschleibt, der später erst in den zweiten Druck hineinkam: eine der schönsten Stellen des Märchens. Da nämlich, wo die alte Hexe fragt »Knupper knupper kneischen / Wer knuppert mir am Häuschen?« erschrecken im ersten Drucke des Buches die Kinder nur, und die alte Hexe kommt gleich aus der Haustüre. Die schriftliche Randbemerkung meines Vaters besagt hier, daß die Erinnerung meiner Mutter diese Szene weiter ausmalte: sie nämlich erst berichtete nachträglich die Antwort der Kinder »Der Wind! der Wind! / das himmlische Kind!« und das übrige, wie es in den folgenden Ausgaben dann zu lesen steht. Im dritten Bande führt mein Vater neben den »verschiedenen bewährten Erzählungen« dann noch eine schwäbische Form dieses Märchens und andere Anklänge an. Hieraus schon erhellt, wieviel sowohl auswählende als zusammenfassende und redigierende Arbeit nötig war, um diejenige Form der Märchen zu finden, in welcher die Kinder- und Hausmärchen heute zu einer Sammlung geworden sind, welche dem Geiste des deutschen Volkes fertig entsprungen zu sein scheint.

Herman Grimm, *Die Märchensammlungen der Gebrüder Grimm*, 1897

Abends im Bett las ich einige Grimm'sche Märchen, von denen ich mich sehr ange-regt fühlte, so dass die arbeitende Phantasie mich lange nicht zur Ruhe kommen ließ. Alte Paderborner Erinnerungen wurden wach, das stetig wiederkehrende Thema von dem schönen Königsohn und der noch schöneren Königstochter gemahnte an die glücklichen unschuldsvollen Zeiten der ersten Liebe.

Engelbert Humperdinck, Tagebucheintragung, 19. September 1879

Das eigenste Wesen des Märchens ist das Wunder – das scheinbar Unmögliche und Unglaubliche, meist in enge Beziehung zur Menschenwelt gesetzt, und der das Wunder bewirkende Zauber. Geht dieser Zauber von Göttern, von Geistern, von Elfen und Feen, Riesen und Magiern, Kobolden und Zwergen, Hexen und Ungethümen aus, so ist er mythisch, und da dies in den meisten Fällen geschieht, so ist die Verwandtschaft des Märchens mit dem Mythos die allerengste und allernächste. Denn was bliebe der Märchenwelt ohne den mächtigen und dabei geheimnisvollen Apparat des alten Mythos? Im Märchen ist alles möglich, daß Thiere reden, daß Berge sich aufthun, daß Geister gehorchen; das Märchen macht euch zu Somnambülen, und reist mit euch durch Sonne, Mond und Sterne. Da das Märchen nirgends örtlichen Halt hat, so kann es das, und wir haben es deshalb schon öfter einen in Himmelslütten schwebenden, ruhe- und heimatlosen Paradiesvogel genannt. So lebt und schwebt es, bald ernst und Grausen erregend, bald zart und innig, bald schalkhaft und neckelustig, immer aber vom geheimnisvollen Reiz des Zauberhaften und Wunderbaren umgeben.

Ludwig Bechstein, *Mythe, Sage, Märe und Fabel im Leben und Bewußtsein des deutschen Volkes*, 1853

HEINRICH *bemüht sich aufzurichten* Heb mich ein wenig auf, du liebes Bild! *Rautendelein unterstützt ihn* Beugst du dich so zu mir? – So löse mich mit Liebesarmen von der harten Erde, daran die Stunde mich, wie an ein Kreuz gefesselt! Löse mich! Ich weiß, du kannst es, und hier, von meiner Stirn ... befreie mich mit deinen weichen Händen: Dornenzweige flocht man um meine Stirne. Keine Krone! nur Liebe! Liebe! *Er ist in eine halbsitzende Lage gebracht; erschöpft:* So, ich danke dir. *Weich und verloren.* Es ist hier schön. Es rauscht so fremd und voll. Der Tannen dunkle Arme regen sich so rätselhaft. Sie wiegen ihre Häupter so feierlich. Das Märchen! ja das Märchen weht durch den Wald. Es raunt, es flüstert heimlich. Es raschelt, hebt ein Blättlein, singt durchs Waldgras, und sieh: in ziehend nebligtem Gewand, weiß hergedehnt, es naht – es streckt den Arm, mit weißem Finger deutet es auf mich, kommt näher, rührt mich an ... mein Ohr ... die Zunge ... die Augen – nun ist's fort, und du bist da. Du bist das Märchen! Märchen, küsse mich. *Er wird ohnmächtig.*

Gerhart Hauptmann, *Die versunkene Glocke*, 1890

In einem schönen fernen Reiche, von welchem die Sage lebt, daß die Sonne in seinen ewig grünen Gärten niemals untergehe, herrschte von Anfang an bis heute die Königin Phantasie. Mit vollen Händen spendete diese seit vielen Jahrhunderten die Fülle des Segens über die Ihrigen und war geliebt, verehrt von allen, die sie kannten. Das Herz der Königin war aber zu groß, als daß sie mit ihren Wohltaten bei ihrem Lande stehengeblieben wäre; sie selbst im königlichen Schmuck ihrer ewigen Jugend und Schönheit stieg herab auf die Erde, denn sie hatte gehört, daß dort Menschen wohnen, die ihr Leben in traurigem Ernst unter Mühe und Arbeit hinbringen. Diesen hatte sie die schönsten Gaben aus ihrem Reiche mitgebracht, und seit die schöne Königin durch die Fluren der Erde gegangen war, waren die Menschen fröhlich bei der Arbeit, heiter in ihrem Ernst.

Auch ihre Kinder, nicht minder schön und lieblich als die königliche Mutter, sandte sie aus, um die Menschen zu beglücken. Einst kam Märchen, die älteste Tochter der Königin, von der Erde zurück. Die Mutter bemerkte, daß Märchen traurig sei, ja, hie und da wollte es ihr bedünken, als ob sie verweinte Augen hätte.

»Was hast du, liebes Märchen«, sprach die Königin zu ihr, »du bist seit deiner Reise so traurig und niedergeschlagen, willst du deiner Mutter nicht anvertrauen, was dir fehlt?«

»Ach! liebe Mutter«, antwortete Märchen, »ich hätte gewiß nicht solange geschwiegen, wenn ich nicht wüßte, daß mein Kummer auch der deinige ist.«

»Sprich immer, meine Tochter«, bat die schöne Königin, »der Gram ist ein Stein, der den einzelnen niederdrückt, aber zwei tragen ihn leicht aus dem Wege.«

»Du willst es«, antwortete Märchen, »so höre: Du weißt, wie gerne ich mit den Menschen umgehe, wie ich freudig auch zu dem Ärmsten vor seine Hütte sitze, um nach der Arbeit ein Stündchen mit ihm zu verplaudern; sie boten mir auch sonst

gleich freundlich die Hand zum Gruß, wenn ich kam, und sahen mir lächelnd und zufrieden nach, wenn ich weiter ging; aber in diesen Tagen ist es gar nicht mehr so!«

»Armes Märchen«, sprach die Königin und streichelte ihr die Wange, die von einer Träne feucht war; »aber du bildest dir vielleicht dies alles nur ein?«

»Glaube mir, ich fühle es nur zu gut«, entgegnete Märchen, »sie lieben mich nicht mehr. Überall, wo ich hinkomme, begegnen mir kalte Blicke; nirgends bin ich mehr gern gesehen; selbst die Kinder, die ich doch immer so lieb hatte, lachen über mich und wenden mir altklug den Rücken zu.«

Die Königin stützte die Stirne in die Hände und schwieg sinnend. –

»Und woher soll es denn«, fragte die Königin, »kommen, Märchen, daß sich die Leute da unten so geändert haben?«

»Sieh, die Menschen haben kluge Wächter aufgestellt, die alles, was aus deinem Reich kommt, o Königin Phantasie, mit scharfem Blicke mustern und prüfen. Wenn nun einer kommt, der nicht nach ihrem Sinne ist, so erheben sie ein großes Geschrei, schlagen ihn tot oder verleumden ihn doch so sehr bei den Menschen, die ihnen aufs Wort glauben, daß man gar keine Liebe, kein Fünkchen Zutrauen mehr findet. Ach! wie gut haben es meine Brüder, die Träume, fröhlich und leicht hüpfen sie auf die Erde hinab, fragen nichts nach jenen klugen Männern, besuchen die schlummernden Menschen und weben und malen ihnen, was das Herz beglückt und das Auge erfreut.«

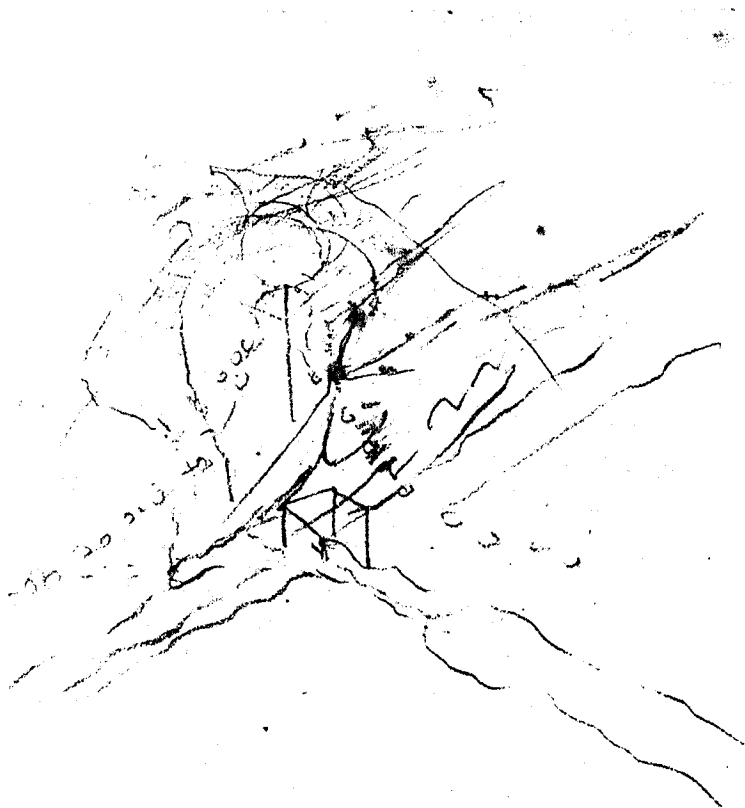
Wilhelm Hauff, *Märchen als Almanach*, 1826

Denn das Märchenland ist doch besonders für die Kinder geschaffen, daß es ihnen gut darin gefällt, wie das Paradies für Adam und Eva; und sie sind darin die Herrscher. Da haben sie wohl gut und können zufrieden sein; denn alle großen Leute, alle guten und bösen Geister spielen mit ihnen bald Ernstmachen, bald Spaßtreiben, genau wie sie wollen – und gehören alle mit zur Dienerschaft und haben sich in allem nach dem Kindersinn und dem Kindergeschmack zu richten, müssen laufen und jedes Spielzeug aus dem Phantasieschrank holen, was so ein Minderjähriger verlangt, wenn es noch so kostbar ist, ganz neu und ungeleimt.

Aber einmal ist doch die Zeit da – dann macht Mutter ganz sacht die Hand von der Schürze los, und Vater kommt und zieht uns die Siebenmeilenstiefel aus und zeigt uns die lange staubige Schulstraße und hat einen etwas starren Blick und sagt: Immer munter zugestapft, ihr kommt sonst nicht vorwärts, und das müßt ihr nun einmal!

Er zielt mit seinem Zeigefinger weit hinaus und zeigt uns weite Strecken, die müssen wir durchwandern, und die eine liegt geradeaus immer ferner vom Märchenlande als die andre.

Und die guten, alten, vermorschten Wegweiser zielen auch ins Weite und rufen mit zitterigen Stimmen: Achtung – Vorsicht – Schulwüste! Und denken bei sich,



Joseph Beuys, »Punkt, wo ein Märchen geschah«, 1952

warum man denn auch die Kinder jedes Jahr so haufenweis hinausschickt ins Elend?
Wozu das auch wohl gut sein könne?

Die guten alten Tanten, sie meinens so gut, wie sie können! Wieder hinein aber dürfen sie keinen lassen, das ist streng verboten. So werden die Kinder aus ihrem Paradiese vertrieben.

Ernst Barlach, *Im Märchenlande*, 1897

SCHWANENWEISS Jetzt beisse ich dir in die Hand, jetzt sauge ich dein Blut, jetzt sind wir zweimal Geschwister, weisst du was das ist?

DER PRINZ Das sind zwei Geschwister!

SCHWANENWEISS *wirft den Kopf zurück.* O-ho-ho-ho! Siehst du, es ist ein Loch im Dache und ich sehe den Himmel, ein kleines Stück vom Himmel, eine Scheibe, und hinter der Scheibe sitzt ein Gesicht. Ist es das eines Engels. – Nein, aber sieh, sieh! – Es ist dein Gesicht!

DER PRINZ Die Engel sind kleine Mädchen, und nicht Jungen!

SCHWANENWEISS Aber das bist du!

DER PRINZ *sieht nach dem Dache hinauf.* Es ist ein Spiegel!

SCHWANENWEISS Wehe uns! Es ist Stiefmutter's Zauberspiegel. Sie hat alles gesehen.

DER PRINZ Und im Spiegel sehe ich den Kamin, und am Kamin hängt ein Kürbis!

SCHWANENWEISS *nimmt vom Kamin einen bunten sonderbar geformten Kürbis.* Was ist das? Der sieht aus wie ein Ohr! – Die Hexe hat uns auch gehört!

August Strindberg, *Schwanenweiss*, 1902

Da nunmehr hinlänglich bezeugt ist, daß diese Musik zugleich ein Entzücken der Laien wie der Kenner und Kunstrichter ist, so sind wir zu der zuversichtlichen Erwartung berechtigt, daß *Hänsel und Gretel* überall als ein über die zahlreichen Opernprodukte der letzten Zeit glücklich hinausragendes Werk gewürdigt werden wird. Ob dem Gegenstande der Dichtung und dem Textbuch ein ebenso ungeteiltes günstiges Urteil wie der Musik zufallen wird, müssen wir noch abwarten. Vielleicht hätte die dichterische Bearbeitung sich nicht so eng an die Bechstein'sche Erzählung anschließen sollen (nach Grimm gefällt mir das Märchen besser), und vielleicht hätte der poetische Umguß des Kindermärchens den Stoff etwas veredeln und verfeinern können, und ich vermute, daß wir dahingehende Bemerkungen noch zu hören bekommen werden. Genug, auch so fehlt es der Dichtung nicht an Anmut und Sinn und bringen die einzelnen Scenen soviel des Erquicklichen, Reizenden und Rührenden und klingt die Sprache in Wort und Vers so ansprechend, daß die Anerkennung, die Adelheids Werk gefunden hat, gewiß wohl verdient ist.

Gustav Ferdinand Humperdinck, März 1894

Engelbert Humperdinck – »Hänsel und Gretel«

Ein Königreich für eine komische Oper!

Engelbert Humperdinck, An Hermann Wette, 1890

Lebendigkeit und Maß, Fülle der Einfälle und des Humors und Einfachheit, Naivität und Stil, Empfindung und Technik, ich finde alle Eigenschaften darin vereinigt.

Cosima Wagner, An Wolfgang Golther, 10. März 1894

Die hiesigen Erfahrungen lassen sich in folgendes zusammenfassen: *Hänsel und Gretel* von Humperdinck ist ein Meisterwerk, und ist mir eine liebe Bereicherung der dramatischen Literatur.

Gustav Mahler, An Arnold Berliner, 5. Juni 1894

Es ist dem Tondichter auf's beste geglückt, die beiden Elemente miteinander zu vereinigen, die in den Volksmärchen leben: Das Alltägliche und das Transcendentale. Es ist ihm nicht minder geglückt, obwohl er sich in ganz modernen Bahnen bewegt, die Naivität des Volkstons zu treffen. Ein Jünger Wagners, arbeitet er mit Leitmotiven und gestaltet die kompliziertesten kontrapunktischen Gebilde; aber wenn man's hört, klingt es außerordentlich einfach und gefällig. Humperdinck erreicht dies, indem er Motive und Themen verwertet, die längst im Volke leben; gerade dadurch wirkt *Hänsel und Gretel* so frisch und anheimelnd; daß der Komponist aus Allbekanntem durch die neue Form etwas ganz Neues schafft, obwohl er fast nur bereits vorhandene Motive benutzt, ist das Werk, mit dem er uns beschenkt, doch ganz originell und eigenartig; es ist ein Werk, das in der musikalischen Literatur ohne Vorbild dasteht, und ist doch ein Meisterwerk.

Berliner Tagblatt, 15. Oktober 1894

Was uns nach der Riesenhaftigkeit in Stoff, Charakteren und Sprache, nach der Riesenhaftigkeit auch der musikalischen Ausdrucksmittel der Wagnerschen Kunstwelt not tat, war Einfachheit, war Schlichtheit, war Intimität.

Karl Storck, »*Die Musik*«, 1902

In der Bewunderung der Klänge dieses reinen und tiefen Märchenspiels vereinigten sich Humperdincks Landsleute vom Norden und vom Süden, von dem Anhänger der unerbittlichen Dramen Ibsens bis zu den Wiener Genußmenschen einer

Strauss'schen *Fledermaus*. Es lallte der Universitätsprofessor: »Ein Männlein steht im Walde«; der Polizeidirektor wiederholte: »Merkt des Himmels Strafgericht, böse Werke dauern nicht!«; während der Hoflakei mit heiserer Stimme ein »Suse, liebe Suse, was raschelt im Stroh?« sang; ich selbst entsinne mich, als Kind auf einen recht diabolischen Ausdruck in Gebärde und Stimme für den gehörig schauerlichen Vortrag des »Hocus pocus – malus locus« studiert zu haben, und die kleine Welt spielte mit Vorliebe »Kuckuck – Erbschluck«. Ja, der preußische Grenadier marschierte nach »Knusper, knusper, Knäuschen, wer knuspert mir am Häuschen?« Im Reichstag rief von Vollmar Bebel zu: »Brüderchen, komm tanz mit mir!« – während gleichzeitig der sozialdemokratische Anhang sein »Hunger ist der beste Koch« dazu johlte ... und das ganze deutsche Volk tanzte darauf, wie von einem Alp befreit, den lustigen Ringelreihen der entzauberten Kuchenkinder, kurz, die verschiedensten Richtungen des politischen Lebens trafen hier in einem gemeinsamen Punkt zusammen: von einem Ende Deutschlands bis zum anderen wurde *Hänsel und Gretel* gehört, gesungen und getanzt.

Artur Seidl, *Metamorphose auf »Hänsel und Gretel«, angelehnt an den Erfolg von »Der Freischütz«, 1896*

Geschult an Wagners Kompositions- und Theaterarbeit, griff Humperdinck mit *Hänsel und Gretel* Zeitströmungen im Theater des Fin de Siècle (pendelnd zwischen naturalistischen und symbolistischen Tendenzen) auf, läßt seinem – für ein »Märchenspiel« nicht gerade klein besetzten – Orchester viel Raum und Akzent, kommentiert das Märchen mit eindrucksvoller sinfonischer und kontrapunktischer Arbeit, konfrontiert die Kinderwelt mit existentiellen Brennpunkten. (...) Seine Märchen- und Legendensujets vermitteln im Grunde keine idyllische Gegenwartsflucht, sondern erweisen sich als Projektion der Lebensverhältnisse der ausklingenden Gründerzeit und des Fin de Siècle, geprägt vom Widerspruch zwischen »Aufbruchstimmung« und immer stärker hervortretenden »Endzeitgedanken«.

Mathias Behrends, *Aspekte einer szenischen Interpretation und konzeptionellen Lesart der Märchenoper »Hänsel und Gretel«, 1993*

Nur wer meint, daß dieses Stück wegen des Stoffes für unmündige Kinder bestimmt sei, kann den Vorwurf erheben, daß ein Mißverhältnis zwischen der einfachen Handlung und der kunstreichen Begleitung besteht. Das Werk soll aber nicht auf kleine, sondern auf große Kinder wirken, welche bei einfacherer Orchesterbegleitung wohl bald statt des Kindlichen etwas Kindisches empfinden würden. Die Kunst Humperdincks hat die Naivität in positiver Richtung gleichsam potenziert und nicht – wie das sonst geschieht, wenn etwas naiv erscheinen soll – durch Abwesenheit höherer Kunst vorgetäuscht. Den großen Erfolg des Werkes hat vor seiner Uraufführung in Weimar unter Richard Strauss niemand gehaut; der in allen Sätteln der Theaterkenntnis gerechte Leipziger Direktor Staegemann soll vor der Aufführung geäußert haben,

das Werk müsse durchfallen, da die ewigen zwei Kinder unbedingt langweilig wirken müßten. Statt dessen stellte sich einer der größten Bühnenerfolge ein. Daraus sieht man, daß der Sinn für kindliche Unschuld, welcher Hand in Hand mit wahrer Religiosität geht, nicht ausgestorben war. Dieses Märchenspiel war das einzige Gegengewicht gegen den damals mit Riesenschritten herankommenden Verismo, der mit seinen blutrünstigen Kinotexten den Geschmack zu verderben begann. Es ist Humperdincks kunstgeschichtliche Bedeutung, daß er mit seinem kurzen Werke gleichsam einen stillen Kampf gegen diese Richtung geführt hat, der unbewußt und ohne Aufsehen viel Gutes für Geschmack und innere Erbauungsfähigkeit der Menschheit gewirkt hat.

Alfred Lorenz, *Hochland*, 1921

Es ist noch in aller Erinnerung! Wie ein Seufzer der Erleichterung ging es durch Deutschland, als die märchenhaften Klänge von *Hänsel und Gretel* den Bann des Verismus brachen. Blut und Mord auf der Szene, Brutalitäten im Orchester schienen die kaum von den schlimmsten Auswüchsen der alten Oper gereinigten Theater wieder zu verrohen. Bang und sorgvoll blickte man umher, ob denn in deutschen Landen kein Künstler erstehen wollte, dieser Invasion entgegenzutreten. – Da kam Engelbert Humperdinck als Retter. Das Publikum besann sich auf sein besseres Selbst, und lauschte mit Entzücken. Ein Quell von Reinheit strömte aus seiner Musik, und bei dem Erklingen der holden Kinderlieder wurden wir alle zurückversetzt ins Märchenland der Kindheit!

Es war eine Kunsttat, die Humperdinck vollbracht hatte. Eine neue Möglichkeit der Entwicklung der Oper hatte er dargetan. Das Zauberreich des Märchens, an dem der Riese Wagner stolz vorübergegangen, – da er nach Erdas nächtlich düsterer Höhle strebte – es öffnete sich einem Jünger. Nicht über Wagner hinaus sollte das deutsche Musikdrama, die deutsche Oper streben. Seine Nachfolger, die es versuchten, das Tiefsinnige durch das Nebulos-mystisch-unverständliche, das Genial-Grosse durch das Barock-Aufgeblasene zu übertrumpfen, sie hatten die Entwicklung in eine Sackgasse geführt. Der deutsche Künstler sollte denselben Weg gehen wie der Meister, den Weg nach dem Quell aller wahren Kunst, den Weg zur Volkskunst. Die tief-sinnigen Mythen, die grossen Weltschicksale, die Leiden und Kämpfe der Heroen hatte Wagner dort erlauscht, aus ihnen seine Riesendramen geformt. Humperdinck begnügte sich mit Anspruchsloserem, mit dem holden Märchen. Er beschied sich und wurde gerade dadurch ein »Neuer«, ein Eigner.

Georg Münzer, *Humperdinck – Tonsetzer der Gegenwart*, 1905

Mein lieber Freund! Soeben habe ich die Partitur Deines *Hänsel und Gretel* durchgelesen und setze mich gleich hin, um zu versuchen Dir zu schildern, in welchem hohem Grade mich Dein Werk entzückt hat. Wahrlich es ist ein Meisterwerk erster Güte, zu dessen glücklicher Vollendung ich Dir meinen innigsten Glückwunsch und

meine vollste Bewunderung zu Füßen lege; das ist wieder seit langer Zeit etwas, was mir imponiert hat.

Welch herzerfrischender Humor, welch köstlich naive Melodik, welch Kunst und Freiheit in der Behandlung des Orchesters, welche Vollendung in der Gestaltung des Ganzen, welch' blühende Erfindung, welch prachtvolle Polyphonie – und alles originell, neu und so echt deutsch!

Mein lieber Freund, Du bist ein großer Meister, der den lieben Deutschen ein Werk beschert, daß sie kaum verdienen, trotzdem aber hoffentlich recht bald in seiner ganzen Bedeutung zu würdigen wissen werden. Na und wenn nicht, so hab' einstweilen von einem treuen Freund und Gesinnungsgenossen innigsten Dank für die Freude, die Du ihm bereitest hast.

Ich denke, *Hänsel und Gretel* soll hier an Weihnachten herauskommen, ich bitt mir aber dringend aus, daß Du darauf bestehst, daß ich es dirigiere – der alte Simpel Lassen soll da nicht dran! Es ist verteufelt schwer – das Hänselchen!

Richard Strauss, An Engelbert Humperdinck, 1. November 1893

Deine liebenswürdigen Zeilen über *Hänsel und Gretel* haben mich sehr glücklich gemacht. – Ein solches Lob aus einem solchen Munde, das war mehr, als ich erwarten durfte. Dein Brief ist für mich der schönste Lohn meiner Arbeit, er ist aber auch zugleich ein neuer Beweis, daß Du nicht nur ein großer Künstler, sondern auch ein großer Mensch bist. Jetzt freue ich mich doppelt auf die Aufführung in Weimar. Unter Deiner Leitung (die ich mir selbstverständlich ausbitten werde) muß das Stück ja die Wirkung haben, die ich mir davon versprochen habe.

Engelbert Humperdinck, An Richard Strauss, 4. November 1893

Die lange Schaffenspause, nach der Humperdinck endlich, mit *Hänsel und Gretel*, seinen persönlichen Stil findet, ist als Schaffenskrise für ihn wie für den Typus des modernen Künstlers (Rilke – Hofmannsthal – Schönberg) konstitutiv. Er trägt und übersteht sie mit philosophisch geschulter Geduld ebenso wie das Schicksal, von der ihn übergehenden (ihn vielfach aber durch sensationelle Effekte überspielenden) Avantgarde als Randfigur einer künstlerischen Übergangsphase hingestellt zu werden.

Bernhard Adamy, *Schopenhauer und einige Komponisten*, 1980

Vorspiel

»Ein Stück Kinderleben«

Auf einem Spaziergange habe ich gestern auch die Ouvertüre entworfen, die sich den übrigen Musikstücken würdig anreihen soll. Die darin ausgedrückte Prolog-Idee wird durch eine gelungene contrapunctische Verbindung des Engelliedes mit einem bekannten Kinderliedchen (»Wir haben eine Braut«) symbolisiert.

Engelbert Humperdinck, *Über die Ouvertüre zum Singspiel »Hänsel und Gretel«*,
An Adelheid und Hermann Wette, 25. September 1890

Vergangenen Sonntag habe ich nun auch die Ouvertüre niedergeschrieben, die ein ziemlich ausgedehntes Musikstück geworden ist, eine Art symphonischer Prolog, den man ein »Kinderleben« betiteln könnte. Er beginnt mit dem Schutzengelchoral, von Hörnern vorgetragen, geht dann über in das »Hokus pokus«, welches wiederum der Melodie »Die Englein haben's uns im Traume gesagt« weichen muss, woran sich nun lustig »Die Hexerei ist nun vorbei« in fröhlichem E-Dur anschließt. Dann klingt wieder der Choral hinein, der sich nun mit der Melodie »Die Engel habens etc.« organisch verbindet und mit dem triumphierenden »Die Hokus-Pokus-Hexerei ist nun vorbei« glanzvoll in C-Dur abschließt. Es geht etwas lärmend darin zu, aber »sunt pueri pueri, pueri puerilia tractant« (Sind Kinder Kinder, stellen Kinder Kindisches an) und für die derbe Knabenstimme passt eben nur die Trompete.

Engelbert Humperdinck, An Hermann Wette, 16. Dezember 1891

Die Ouvertüre wird nun auch bald fertig, und ich bin begierig, wie sie Dir gefallen wird. Kinder und Engel führen darin das Wort, die Hexe pausiert. Motto = Rebus (Aufzeichnung des Abendsegens in der Stimmführung von Gretel) – Auflösung: Wenn die Not aufs Höchste steigt, Gott der Herr die Hand uns reicht. Zu den Proben komme ich Anfang Dezember mit meiner Frau!

Engelbert Humperdinck, An Hermann Levi, 13. November 1893



Engelbert Humperdinck, Karikatur von Olaf Gulbransson, 1913

Erstes Bild

Kinder

Vor einem großen Walde wohnte ein armer Holzhacker mit seiner Frau und seinen zwei Kindern; das Bübchen hieß Hänsel und das Mädchen Gretel. Er hatte wenig zu beißen und zu brechen, und einmal, als große Teuerung ins Land kam, konnte er auch das tägliche Brot nicht mehr schaffen. Wie er sich nun abends im Bette Gedanken machte und sich vor Sorgen herumwälzte, seufzte er und sprach zu seiner Frau: »Was soll aus uns werden? Wie können wir unsere armen Kinder ernähren, da wir für uns selbst nichts mehr haben?« »Weißt du was, Mann«, antwortete die Frau, »wir wollen morgen in aller Frühe die Kinder hinaus in den Wald führen, wo er am dicksten ist: da machen wir ihnen ein Feuer an und geben jedem noch ein Stückchen Brot, dann gehen wir an unsere Arbeit und lassen sie allein. Sie finden den Weg nicht wieder nach Haus, und wir sind sie los.« »Nein, Frau«, sagte der Mann, »das tue ich nicht; wie sollt' ich's übers Herz bringen, meine Kinder im Walde allein zu lassen, die wilden Tiere würden bald kommen und sie zerreißen.« »O du Narr«, sagte sie, »dann müssen wir alle viere Hungers sterben, du kannst nur die Bretter für die Särge hobelen«, und ließ ihm keine Ruhe, bis er einwilligte. »Aber die armen Kinder dauern mich doch«, sagte der Mann.

Jacob und Wilhelm Grimm, *Hänsel und Gretel*, 1812/1857

Es war einmal ein armer Holzhauer, der lebte mit seiner Frau und zwei Kindern in einer dürtigen Waldhütte. Die Kinder hießen Hänsel und Gretel, und wie sie so heranwuchsen, gebrach es immer mehr den armen Leuten an Brot. Auch wurde die Zeit immer schwerer und alle Nahrung teurer, das machte den beiden Eltern große Sorge. Eines Abends als sie ihr hartes Lager gesucht hatten, seufzte der Mann: »Ach Frau, wie wollen wir nur die Kinder durchbringen, da der Winter herankommt, und wir für uns selbst nichts haben!« Und da erwiderte die Mutter: »Keinen andern Rat weiß ich, als daß du sie in den Wald führst je eher je lieber, gibst jedem noch ein Stücklein Brot, machst ihnen ein Feuer an, befiehlst sie dem lieben Gott, und gehst hinweg.« »O lieber Gott! wie soll ich das vollbringen an meinen eigenen Kindern, Frau?« fragte der Holzhauer bekümmert. »Nun wohl, so laß es bleiben!« fuhr die Frau böse heraus: »so kannst du eine Totenlade für uns alle viere zimmern, und die Kinder Hungers sterben sehen!«

Ludwig Bechstein, *Hänsel und Gretel*, 1845

Erster Auftritt. Daheim bei den Eltern. Hänsel und Gretel sitzen im kleinen Stübchen. Gretel sagt: Ach wenn doch die Mutter erst käme, mich hungert gar so sehr. Hänsel tröstet sie, wenn die Mutter aus der Stadt zurückkäme, dann gäbs sicher was zu essen. Er schlägt ihr vor, um die Zeit zu verkürzen, wollten sie das Tanzliedchen singen, welches die Mutter sie gelehrt. Gretel ists recht, und sie fängt an zu singen: »Brüderchen, komm tanz mit mir.« Bei dem Lalala umtanzen sich die beiden ausgelassen lustig, sie bemerken daher erst gar nicht, daß die Mutter, die kummervoll und ermattet aussieht, in die Thüre getreten ist. Sie ist sehr erzürnt, daß die Kinder nicht an der Arbeit sind, sondern statt dessen spielen: in ihrer ersten Heftigkeit jagt sie die Kinder hinaus in den Wald. Nach einer Weile kommt der Vater aus der Stadt zurück; er hat mit Glück seine Waren verkauft und einen ganzen Korb voll Eßwaren mitgebracht. Er fragt nach den Kindern; verlegen antwortet die Mutter, sie habe die Kinder fortgejagt; der Vater tadelt sie, daß sie so spät am nachmittag die Kinder hätte fortgehen lassen, und beschließt sofort, daß sie Beide dieselben gleich aufsuchen sollen. Sie gehen und damit fällt der Vorhang.

Adelheid Wette, *Inhaltsangabe zum Liederspiel »Hänsel und Gretel«*, 1890

Jetzt sind Wochen vergangen und nichts habe ich mehr von Hänsel und Gretel vernommen nicht einmal einen Kuckucks- oder Hahnenschrei. Die Kinder werden doch wol bei ihrer Irrfahrt nicht gar im tiefen Walde stecken geblieben sein, oder sich etwa in Süßigkeiten übernommen haben? Vielleicht wäre es gut, ihnen einen Steckbrief nachzusenden, etwa so: »Zwei Kinder, auf den Namen Hänsel und Gretel hörend, im Walde verlorengegangen; gut entwickelt, fast zur Reife vollendet; besondere Merkmale: möchten gerne ein gutes Leben führen, haben aber nichts.« – Ja, ja wir sind alle Herren von Habenichts. – Gib Du uns nun den Ritterschlag und adle uns zu Herren Habeviel oder von Glücksstern. Es ist doch wirklich eine ganz unleidliche Sache, dass man stets mit so schweren Sorgen zu kämpfen hat. Ich möchte so gerne wieder was neues schaffen, allein die schweren Sorgen drücken mir Geist und Gemüt darnieder. Ich weiss gar nicht, wie wir aus dieser schlimmen Geldklemme herauskommen sollen, wenn nicht bald ein Glückszufall eintritt und dieser liegt jetzt in Deiner Hand. Lieber, bester Engelbert, hilf uns jetzt doch mit Deiner schönen Gabe aus aller Not! Ich übertreibe wirklich nichts, die Sache ist an sich schlimm genug. Und Dir selbst ist ja auch damit geholfen, Deinem Glücke steht dann ja nichts mehr im Wege. Hast Du noch viel Arbeit? Wie gehts eigentlich mit der Hexenbalade? Ist der Übergang dazu bereits fertig? Und der Schluss des Stückchens, ist der eigentlich fertig? Ich weiss jetzt so wenig davon – wenn Hermann etwas fertiggemacht hat, so schickt er's schnell fort. Wenn ich noch irgendetwas dabei helfen kann, so soll's gerne geschehn. Hoffentlich kommt das Stück doch diesen Winter noch zur Aufführung! Hast Du Frau Wagner auch Hänsel und Gretel vorgestellt? Was sagt sie denn dazu?

Adelheid Wette, An Engelbert Humperdinck, 23. Oktober 1890

Als die Kinder eines Tags zu Bette waren und der Holzhauer mit seiner Frau noch am Feuer saß, sagte er voll Bekümmernis zu ihr: »Du siehst, wir können unsre Kinder nicht länger ernähren, und eh ich sie vor meinen Augen will Hungers sterben sehn, so will ich sie lieber morgen im Wald lassen. Während sie Reisig suchen, können wir uns heimlich davonmachen, ohne daß sie es merken.« – »Ach!« versetzte die Frau, »kannst du es über das Herz bringen, Mann, dich deiner Kinder zu entledigen?« Ihr Mann stellte ihr noch einmal die große Armut vor, in der sie lebten, aber er predigte tauben Ohren; sie wollte nicht einwilligen, denn ob sie schon arm war, so war sie doch die Mutter der Kinder. Als sie aber überlegte, was für Kummer es ihr machen würde, wenn sie sie Hungers sterben sähe, so willigte sie endlich unter vielen Tränen ein und ging zu Bette. Der kleine Däumling hatte das ganze Gespräch mit angehört, denn als er in seinem Bette merkte, daß seine Eltern etwas Wichtiges abhandelten, war er ganz sachte aufgestanden und unter den Schemel gekrochen, auf dem sein Vater saß, damit sie ihn nicht sehen sollten. Er legte sich wieder ins Bett, konnte aber nicht mehr schlafen, sondern sann die ganze Nacht darauf, was zu tun sei. Ganz früh stand er auf und ging an den Bach und las kleine weiße Kiesel auf, die er in die Tasche steckte, und ging so wieder nach Hause. Nun brach man auf, und der kleine Däumling sagte seinen Brüdern kein Wort von dem, was er gehört hatte. Sie kamen in einen dichten Wald, wo man keine zehn Schritte weit vor sich sehen konnte. Der Holzhauer hieb Holz, und seine Kinder gingen ins Unterholz, um Reisig zu sammeln. Da ihre Eltern sie so beschäftigt sahen, entfernten sie sich anfänglich ganz sachte, und dann liefen sie auf einem krummen Fußsteige aus Leibeskräften weiter. Die Kinder merkten bald, daß sie allein waren, und fingen an zu rufen und zu weinen. Aber der kleine Däumling ließ sie rufen, und es war ihm gar nicht bange, wie er wieder nach Hause kommen sollte; denn als sie in den Wald gegangen waren, hatte er auf dem ganzen Wege die kleinen weißen Kiesel gestreut, die er in der Tasche hatte. Er sagte daher zu seinen Brüdern: »Laßt euch nur nicht bange sein; unsere Eltern haben uns hier gelassen, aber ich will euch schon wieder nach Hause bringen; geht nur mir nach!« Sie gingen ihm nach, und er führte sie bis an ihr Haus. Anfänglich wagten sie es nicht, hineinzugehen, sondern setzten sich vor die Türe, um zu hören, was ihr Vater und ihre Mutter zusammen sprächen.

Als der Holzhauer und seine Frau nach Hause gekommen waren, hatte ihnen der Gutsherr zehn Taler geschickt, die er ihnen seit langer Zeit schuldig war und auf die sie nicht mehr rechneten. Dies gab ihnen das Leben wieder, denn die armen Leute starben beinahe vor Hunger. Der Holzhauer schickte seine Frau sogleich in die Fleischerei; und da sie lange nichts gegessen hatten, so kaufte sie dreimal mehr Fleisch ein, als für zwei Leute nötig war. Da sie sich nun satt gegessen hatten, sagte die arme Frau: »Ach! Wo werden jetzt unsre armen Kinder sein? Die könnten sich nun noch satt essen an dem, was übrig bleibt. Da bist du nun schuld daran, Mann; ich habe dir gleich gesagt, daß es uns gereuen würde. Was mögen sie nun jetzt in dem Walde machen? Ach, du lieber Gott, wenn sie nur die Wölfe nicht schon gefressen haben.



Heinrich Zille, Photographie

Du bist doch ein rechter Rabenvater, deine eigenen Kinder so im Stiche zu lassen.« Der Holzhauer wurde endlich ungeduldig, denn sie sagte ihm noch hundertmal, daß es ihn gereuen würde und daß sie es gar wohl gesagt hätte, und er drohte ihr am Ende mit Schlägen, wenn sie nicht stille schwiege. Im Grunde tat es dem Holzhauer ebenso leid wie seiner Frau, aber die ließ ihm auch gar keine Ruhe, und es ging ihm wie anderen ehrlichen Leuten, die es auch wohl gerne sehen, wenn ihre Weiber recht haben, aber die nicht leiden können, wenn sie immer recht haben wollen. Die Frau hörte nicht auf zu heulen und zu schreien: »Ach, daß Gott erbarm! Wo sind jetzt meine Kinder, meine armen Kinder?« Sie wurde dabei einigemal so laut, daß die Kinder es an der Tür hörten und alle auf einmal riefen: »Da sind wir; da sind wir.« Sie lief gleich hin und machte die Tür auf, herzte und küßte sie und sagte einmal über das andre: »Wie dank' ich meinem lieben Gott, daß ihr wieder da seid!

Charles Perrault, *Der kleine Däumling*, 1697

Das Innere einer ärmlichen Hütte – Peter, Marianne.

PETER *mit der Holzaxt, indem er zur Arbeit gehen will* Mariann, wo ist mein Frühstück?

MARIANNE 's Frühstück? Da schneid dir ein Stückl Brot vom halben Wecken ab. Sonst habn wir nix. Unser Kuh gibt kein' Milch mehr, weils zu wenig Futter hat.

PETER Und ich soll hungrig arbeiten? Das ist nit zum verlangen.

MARIANNE So gib mir a paar Kreuzer, damit ich was zum essen kauf.

PETER Hab nix; krieg erst am Samstag mein' lumpigen Wochenlohn vom Förster für die Holzarbeit.

MARIANNE Ja, ich weiß schon; für mich hast nie a Geld, aber zum Branntwein für dich – da ist immer was in dei'm ledernen Beutel.

PETER Halts Maul, Weib, oder ich sieh dich für ein' Baumstamm an und schlag drein.

MARIANNE Bin ohnehin beinah schon einer; denn vor lauter Not und Sorg bin ich wie eine alte Rinden wordn.

PETER Bist aber doch kein' Batzen wert; da ist mir ein Eichstumpen lieber.

MARIANNE Geh weiter und hör auf mit deine Spasseteln; denk an die Kinder; wenna jetzt aufstehn, habn s' kaum a bißl trockens Brot.

PETER Hast recht, Mariann! Was fangen wir mit ihnen an? Um die Armut ists schon ein rechts Elend. Seit unser Häusl abbrennt ist, sind mir halt z'grund g'richte Leut. – Weißt was? Verkaufen wir unser letzts – die Kuh, ehs uns gar verhungert, denn Gras habn wir ja keins mehr.

MARIANNE Gestern hab ich das letzte Fleckl abg'mäht; schau du, daß d' an Käufer findst, vielleicht kanns der Waldnazi brauchen, dem ist die seinige die vorig' Wochen verreckt.

PETER Ich geh a so vorbei am Häusl, da probier ichs. B'hüt Gott.

Ab.

MARIANNE *allein* Er geht und ich muß dableibn bei die armen Schnecken.

Vom Innern schreien die Kinder:

Mutter, was z'essen!

MARIANNE Da habn wirs schon! Die schreien, und ich hab nix, als a winzigs Stückl altbachens Brot. Warts nur, ich komm gleich! – Ich weiß mir nit anders z'helfen, als daß ichs in Wald nausschick zum Beerenbrocken. Unser lieber Herrgott wirds doch nit verhungern lassen.

Hans und Gretl laufen herein.

Mutter, uns hungert!

MARIANNE Ja, ich glaubs schon, lieben Kinder! Aber ich hab nix als die alte Brotrinden da.

Die Kinder weinen.

BEIDE Da müssn wir ja verhungern!

HANSL Für was bist denn Mutter, wenna d' uns nix z' essen gibst?

MARIANNE Wenn i halt nix hab.

GRETL Aber weils d' Mutter bist, sollst was haben.

Weint.

MARIANNE Seids nur still, der Vater ist grad fort und holt im Dorf was. Bis er wieder heimkommt, gehts in Wald naus und brockts euch Beeren. Die sind g'sund für euch.

HANSL Das g'sunde Essen haben wir alle Tag; wir möchten amal was anders. Zuletzt werden wir noch Vögel, weil wir nix als Waldbeerln essen.

MARIANNE Sei nit so naseweis, Hansl, oder du kriegst noch was anders mit.

HANSL Nix z' essen und Schläg auch noch, das wär doch gar z' arg.

MARIANNE Gehts nur, seids brav. Vielleicht schenkt euch jemand an Kreuzer.

GRETL Ja, da draußen im Wald, da gibts keine Leut, die ei'm Kreuzer schenken.

HANSL Hasen und Füchs, die tragen kein Geld im Sack.

MARIANNE *beschwichtigend* So – so – gehts nur, Kinder. Mittag kommts wieder heim. Derweil hat der Vater was bracht.

Schiebt sie zur Türe hinaus.

HANSL *weinend im Abgehen* Wir kommen halt amal verhungert nach Haus.

GRETL Ja, so wirds kommen, Mutter, wenna draußen nix z' essen gibt.

Beide ab.

MARIANNE *allein* Gottlob, daß ich s' naus bracht hab. Die armen, armen Dinger!
O, mein Gott, verlaß uns nit!

Franz Graf von Pocci, *Hänsel und Gretel oder Der Menschenfresser*, 1877

Hänsel und Gretel ist ein belebter Hungerwahnsinnstraum.

Helmut Schanze, *Die deutsche Oper im 19. Jahrhundert*, 1982

Drei Häslein sitzen dort im Feld, / Der Jäger schießt sie todt. / Der Hänsel hat im Sack kein Geld, / Die Gretel hat kein Brot.

Rheinischer Vers, *Über die Armuth*

Die »Coupirung« der ersten Strophe des Volksliedes ... »drum kann er den Gänselein auch machen kein — Schuh« ist ebenso sinn- als zwecklos; auch würde sie den Witz völlig zerstören, welchen Hänsel mit dem Abbrechen in der zweiten Strophe macht: der Junge kommt doch nur zu dieser galgenhumoristischen »Coupirung« dadurch, daß er fühlt, etwas anderes als der Floh beißt ihn wirklich, nämlich der Hunger.

Hermann Wette, An Engelbert Humperdinck, 1. Februar 1891

Rindfleisch-Suppe mit Eierstich, Griesmehl-Klößen, Rindfleisch mit Möhren, Wirsing, Schwarzwurzeln, Kartoffelsalat, gemischter Salat, Rinderbraten, Rostbeef, Schmorbraten mit Kartoffeln, Schneidebohnen, Erbsen, Kappus ...

Adelheid Wette, *Speiseregister und Kochrezepte im Taschenkalender, »Hänsel und Gretel. Erster Entwurf«, 1890*

Im ersten Bild gewinnt (innerhalb des kleinsten Kreises der Familie) die kritische, fast naturalistische Sicht auf die Notlage der Familie des Besenbinders Peter zentrale Bedeutung. Traumgeschehen und Visionen des zweiten Bildes knüpfen an diesen Ausgangspunkt an. (...) Gegensätze von Träumen, Spielen, Wünschen der beiden Kinder und von schroffen, direkten Konflikten zwischen den Eltern prägen das erste Bild. Es trägt den Charakter eines Nah-Bildes, führt »Momentaufnahmen« aus dem Alltag dieser Familie vor: Kinder voller Sehnsucht / »außer sich handelnde Mutter« / »Der Mann kommt angetrunken nach Hause, seine Frau schläft schon«.

Mathias Behrends, *Aspekte einer szenischen Interpretation und konzeptionellen Lesart der Märchenoper »Hänsel und Gretel«, 1993*

Mein lieber, teurer Hermann, di fir wochen urlaub, di du so gütig warst zur abfassung eines brifes mir zu gewären, werden bald herum sein, und so muss ich mich den wol beeilen, dein libes schreiben zu beantworten. wi du sihst bemühe ich mich meine rechtschreibung der fon der Berliner conferenz für das Deutsche reich angebant anzubekwemen, di mir ser gut gefällt. hast du nicht auch schon davon gehört oder gelesen? wenn nicht, so mache dich doch ja mit ir bekannt, da si doch warscheinlich über kurz oder lang fon oben herab wird angeordnet werden. Es ist doch endlich einmal höchste zeit, dass man den alten schlendrian drangibt und di th, ie, ah, oh, kurz alle unnötigen denungszeichen aus unserer ortografie ferbannt und die wörter so schreibt, wi si ausgesprochen werden. auch halte ichs für ser fernünftig, wenn man, sowi im mittelalter alles, mit ausname der eigennamen, kleinschreibt.

Engelbert Humperdinck, *Über die Einführung einer neuen Rechtschreibung, An Hermann Wette, 7. Februar 1876*

Wenn ich so einen Dirigenten sehe, muß ich immer an Dich denken, wenn Du doch mal so als ein König der Töne, das Scepter, den Tactstock in Händen da ständest und Deine erste Oper dirigiertest.

Adelheid Humperdinck, An Engelbert Humperdinck, 14. April 1878

Weißt Du, es war doch schön, als Du noch nicht verlobt warst – da hattest Du mich doch viel lieber. Jetzt kümmerst Du Dich wenig um mich, ich bin manchmal im Geheimen ganz eifersüchtig. Nun, Du darfst mich nicht gar zu sehr in den Hintergrund stellen; wenn Hedwig auch mal ein bischen eifersüchtig wird, das macht doch nichts, dann lachen wir sie hinterher tüchtig aus. Laß uns der ganzen Welt zeigen, daß wir wie die Kletten zusammenhalten, Hänsel und Gretel, Entepent und Littapeit!

Nun zum Schluß, s'ist keine Phrase, sei keine kalte Hundsnase gegen Dein Schwesterlein.

Adelheid Wette, An Engelbert Humperdinck, 5. August 1891

Für *Hänsel und Gretel* prophezeit man großen Erfolg. Das wäre mir sehr angenehm, denn ich fange auch bereits an wie schon längst Hermann und Adelheid von »Goldregen« und dgl. zu träumen und denke auch schon an eine zweistöckige Villa mit Gärtchen etc.

Gertrud Humperdinck, An Engelbert Humperdinck, 16. März 1893

Hänsel und Gretel fängt realistisch an. Die Eltern sind arm, und sie zerbrechen sich den Kopf, wie sie ihre Kinder weiter versorgen sollen. Nachts besprechen sie ihre mißliche Lage und wie sie damit fertig werden können. Selbst so oberflächlich gesehen vermittelt uns das Volksmärchen eine wichtige, wenn auch unangenehme Erkenntnis: Armut und Not machen den Menschen nicht besser, sondern eher egoistischer und weniger mitfühlend für die Leiden anderer, so daß er leicht auf Abwege geraten kann. Das Märchen drückt in Worten und Handlungen aus, was sich im Kopf von Kindern abspielt. Gemäß der Hauptangst des Kindes glauben auch Hänsel und Gretel, daß ihre Eltern einen Plan aushecken, sie auszusetzen. Ein kleines Kind, das in dunkler Nacht hungrig aufwacht, hat schreckliche Angst, verschmäht und im Stich gelassen zu werden, was es als Angst zu verhungern erlebt. Hänsel und Gretel projizieren ihre Angst auf die Eltern, von denen sie fürchten, sie könnten sie verstoßen, und sie sind daher überzeugt, daß diese sie verhungern lassen werden. In Übereinstimmung mit diesen kindlichen Angstphantasien erzählt denn auch die Geschichte, daß die Eltern bis dahin in der Lage waren, ihre Kinder zu ernähren, daß aber jetzt magere Zeiten angebrochen sind. Die Mutter repräsentiert für die Kinder die Quelle aller Nahrung, und dementsprechend erleben Hänsel und Gretel jetzt, daß die Mutter es ist, die sie gleichsam mitten im wilden Wald allein läßt. Es ist die Angst und tiefe Enttäuschung des Kindes, wenn die Mutter nicht länger bereit ist, alle seine oralen

Wünsche zu erfüllen, die es zu der Annahme verleitet, seine Mutter sei plötzlich lieblos, selbstsüchtig und ablehnend geworden. Da die Kinder wissen, daß sie ihre Eltern unbedingt brauchen, versuchen sie wieder nach Hause zurückzufinden, nachdem sie ausgesetzt wurden. Tatsächlich gelingt es Hänsel auch, als die Kinder zum erstenmal im Wald im Stich gelassen werden, den Weg zurück zu finden. Bevor das Kind den Mut besitzt, die Reise zu sich selbst anzutreten, bevor es durch das Zusammentreffen mit der Welt zur selbständigen Persönlichkeit wird, kann es nur insofern Initiative entwickeln, als es versucht, in die Passivität zurückzukehren, um sich für immer und ewig in Abhängigkeit zu begeben und versorgen zu lassen. Das Märchen von Hänsel und Gretel zeigt uns, daß das auf die Dauer nicht möglich ist. Daß die Kinder wieder heimfinden, bringt keine Lösung. Es nützt ihnen nichts, daß sie sich bemühen, so weiterzuleben wie früher, so als ob nichts geschehen wäre. (...)

Damit zeigt uns das Märchen, welche nachteilige Folgen es für den Menschen hat, wenn er versucht, mit den Problemen des Lebens auf dem Weg der Regression und Verleugnung fertig zu werden, was uns nur noch unfähiger macht, unsere Probleme zu lösen. Beim ersten Mal im Wald bedient sich Hänsel auf angemessene Weise seines Verstandes, indem er weiße Kieselsteine auf den Weg streut, der nach Hause zurückführt. Das nächste Mal macht er sich seinen Verstand weniger gut zunutze – denn er hätte ja wissen müssen, daß die Vögel die Brotkrumen aufpicken würden, da er am Rande eines großen Waldes wohnt. Besser hätte er sich Orientierungszeichen am Wegesrand gemerkt, um mit deren Hilfe dann wieder heimzufinden. Aber da er sich auf den Weg der Verleugnung und Regression begeben hat – um heimzukehren –, hat er viel von seiner Initiative und von seiner Fähigkeit, klar zu denken, bereits eingebüßt. Die Angst vorm Verhungern hat ihn zurückgetrieben, so daß er jetzt nur noch in irgendwelchen Lebensmitteln einen Ausweg aus seiner mißlichen Lage zu sehen vermag. Die Brotkrumen stehen hier stellvertretend für Nahrung im allgemeinen – für die Lebensmittel –, ein Bild, das Hänsel in seiner Angst wörtlich nimmt. Dies zeigt die nachteilige Wirkung der Fixierung auf eine primitive Entwicklungsstufe, wozu ihn die Angst getrieben hat.

Die Geschichte von Hänsel und Gretel verkörpert die Ängste und Lernaufgaben des kleinen Kindes, das seine primitiven oralen und daher destruktiven Wünsche überwinden und sublimieren muß. Das Kind muß lernen, daß – wenn es sich nicht selbst von diesen freimacht – seine Eltern oder die Gesellschaft es gegen seinen Willen dazu zwingen werden – ebenso wie seine Mutter zuvor aufgehört hatte, ihr Kind zu stillen, als sie das gefühlt hatte, daß es an der Zeit war. Das Märchen verleiht diesen unmittelbar mit der Mutter zusammenhängenden inneren Erfahrungen symbolischen Ausdruck. Daher bleibt auch der Vater im ganzen Verlauf der Geschichte eine schattenhafte, unwirksame Figur, wie er dem Kind ganz allgemein zu Anfang seines Lebens vorkommt, wenn die Mutter in ihren wohlthuenden wie bedrohlichen Aspekten die allein Wichtige ist.

Bruno Bettelheim, *Kinder brauchen Märchen*, 1975

Der Beweis dafür, daß es den kleinen Prinzen wirklich gegeben hat, besteht darin, daß er entzückend war, daß er lachte und daß er ein Schaf haben wollte; denn wenn man sich ein Schaf wünscht, ist es doch ein Beweis dafür, daß man lebt – dann werden sie die Achseln zucken und euch als Kinder behandeln. Aber wenn ihr ihnen sagt: Der Planet, von dem er kam, ist der Planet B 612, dann werden sie überzeugt sein und euch mit ihren Fragen in Ruhe lassen. So sind sie. Man darf ihnen das nicht übelnehmen. Kinder müssen mit großen Leuten viel Nachsicht haben.

Wir freilich, die wir wissen, was das Leben eigentlich ist, wir machen uns nur lustig über die albernern Zahlen. Viel lieber hätte ich diese Geschichte begonnen wie ein Märchen. Am liebsten hätte ich so angefangen: Es war einmal ein kleiner Prinz, der wohnte auf einem Planeten, der kaum größer war als er selbst, und er brauchte einen Freund ... Für die, die das Leben richtig verstehen, würde das viel glaubwürdiger klingen.

Antoine de Saint-Exupéry, *Der kleine Prinz*, 1946

Die Vorstellung auf dem Theater des Zimmers begann um elf Uhr abends. Außer an den Sonntagen gab es keine Nachmittagsvorstellungen. Mit siebzehn Jahren sah Elisabeth wie siebzehn aus; Paul, der fünfzehn war, sah wie neunzehn aus. Er ging aus. Er bummelte. Er sah ganz angenehme Filme, hörte ganz angenehme Musik, stieg ganz angenehmen Mädchen nach. Je gewöhnlicher diese Mädchen waren, je zudringlicher sie ihn ansprachen, um so angenehmer fand er sie.

Wenn er heimkam, beschrieb er seine Begegnungen. Er tat dies mit dem hemmungslosen Freimut eines Wilden. Dieser Freimut und das Fehlen jeglichen Lasters, das sich darin offenbarte, wurde in seinem Mund das Gegenteil des Zynismus und der Gipfel der Unschuld. Seine Schwester fragte ihn aus, verspottete ihn, schüttelte sich vor Ekel. Plötzlich nahm sie Anstoß an einer Einzelheit, an einem völlig harmlosen Detail. Alsbald setzte sie eine sehr würdige Miene auf, angelte sich eine Zeitung, entfaltete sie und begann, dahinter verborgen, sich in deren eingehende Lektüre zu vertiefen. Gewöhnlich trafen sich Paul und Gérard zwischen elf Uhr und Mitternacht auf der Terrasse einer Brasserie auf Montmartre; dann kehrten sie zusammen nach Hause zurück. Elisabeth lauerte auf den dumpfen Schlag des großen Tores, wanderte mit unruhigen Schritten im Vorraum hin und her und verging fast vor Ungeduld.

Das Zufallen des Tores mahnte sie, ihren Posten zu verlassen. Sie lief in das Zimmer, setzte sich nieder und ergriff das Polierkissen. Sie fanden sie sitzend, ein Haarnetz auf dem Kopf, die Zunge ein wenig vorgeschoben, damit beschäftigt, sich die Nägel zu polieren. Paul zog sich aus, Gérard schlüpfte in seinen Morgenrock; sobald man ihn installiert und es ihm behaglich gemacht hatte, stieß der Genius des Zimmers dreimal mit dem Stock auf, und der Vorhang hob sich. Es muß noch einmal betont werden, daß keiner der beiden Protagonisten dieses Theaters und nicht einmal der, welcher den Zuschauer vorstellte, sich bewußt war, eine Rolle zu spielen.

Eben dieser primitiven Unbewußtheit verdankte das Stück seine ewige Jugend. Ohne daß sie es ahnten, wiegte das Stück – oder auch: das Zimmer – sich am Ufer der Sage.

Jean Cocteau, *Kinder der Nacht*, 1929

Er war ein Kind, als er fortzog, ein Kind, das viel Schmerzliches und Schlimmes gesehen hatte und ein Phantast, ein Idealist geblieben war, ein Kind, das in der Schlüsselsburg seiner Träume hauste. Zwar hatte er spotten und die Nase rümpfen gelernt, aber sein geheimes Leben blieb völlig unangetastet. Immer wieder hatte er sich im grauen Morast der Sachlichkeit festgefahren. Seine grausamen Augen hatten keine einzige Gebärde mißdeutet, sein gepreßtes und bitteres Herz hatte in ihm wie ein heißes Eisen gebrannt, aber all seine harten Weisheiten schmolzen wieder im Licht seiner Phantasie. Zwar war er kein Kind mehr, wenn er nachdachte, aber wenn er träumte, war er eines; und das traumselige Kind war es, das die Herrschaft über sein Wesen innehatte und behielt. Vielleicht gehörte er zu einer älteren, einfacheren Art Mensch, nämlich zu den Mythenschöpfern. Für ihn war die Sonne eine herrliche Lampe, die ihm bei seinen großen Abenteuern leuchtete. Er glaubte an ein tapferes, heldisches Leben. Er glaubte an die seltenen Blumen der Zärtlichkeit und Güte, unter denen er so selten gewandelt war. Er glaubte an Schönheit und Ordnung und war überzeugt, daß er durch diese Mächte das trübe Wirrsal des Daseins bannen könne.

Thomas Wolfe, *Schau heimwärts, Engel!*, 1929

Das Haus bleibt mir fremd, in seinem Innern finde ich mich nicht zurecht, doch den Garten nehme ich an mich, ich liege auf der Erde ausgestreckt unter den Büschen, fühle die trockene Erde unter den Händen, nehme die Erde in den Mund, lasse die Erde zwischen den Zähnen knirschen, befühle die weißen, runden Kieselsteine, nehme die Kieselsteine in den Mund, fühle ihre Rundheit und Sonnenwärme an der Zunge. Im Haus herrschte das Dumpfe, das Eingeschlossene, und meine Sinne waren gefangen. Hier draußen öffneten sich meine Sinne, und als ich in die Laube trat, trat ich ein in ein Reich, das nur mir gehörte, mein selbstgewähltes Exil. Im schmalen Sonnenstreifen, der schräg durch das hochgelegene, von Efeu umspielte Fenster fiel, lenkte ich, zwischen aufgestapelten Gartenstühlen, Körben und Geräten mein Fahrzeug, den Leiterwagen, an der hochgestellten Deichsel, ich fuhr damit, schwamm damit, flog damit, vor mich hinsummend, vor mich hinmurmelnd. Dies ist wie ein Bild aus einem alten Märchenbuch, etwas Versunkenes steigt aus dem Bild auf, und etwas Erwartungsvolles. Das Abgeschiedene und Geheimnisvolle, das Verstecktestein mit mir selbst, mit meinen Spielen, das ist noch vorhanden und regt sich in dieser Stunde, es ist zu verspüren jedesmal wenn ich in meine Arbeit eindringe. Ich war mein eigener Herr, ich schuf mir selbst die Welt.

Peter Weiss, *Abschied von den Eltern*, 1961

Diese tanzten einen wunderlichen Tanz, dergleichen ich mein Lebtag nie gesehen, denn sie hatten sich bei den Händen gefaßt und viel Ring ineinander gemacht in zusammengekehrten Rücken, wie wann man die drei Grazien abmalt, also daß sie die Angesichter herauswärts kehrten. Der inner Ring bestund etwan in sieben oder acht Personen, der ander hatte wohl noch einmal so viel, der dritte mehr als diese beide und so fortan, also daß sich in dem äußeren Ring über zweihundert Personen befanden. Und weil ein Ring oder Kreis um den anderen links- und die andere rechts herum tanzten, konnte ich nicht sehen, wieviel solcher Ringe gemacht noch was sie in der Mitten, darum sie tanzten stehen hatten. Es sahe eben greulich seltsam aus, weil die Köpfe so possierlich durcheinanderhaspelten.

Jacob Christoffel von Grimmelshausen
Der abendteuerliche Simplicissimus Teutsch, 1669

Unsichtbar und frei! Unsichtbar und frei! Nachdem Margarita ihre Gasse durchflogen hatte, geriet sie in eine zweite, die die erste im rechten Winkel schnitt. Diese geflickte, gestopfte, krumme und lange Gasse mit der schiefen Tür des Ölladens, in dem becherweise Petroleum sowie Flaschen mit Insektenmitteln verkauft wurden, durchsaute sie in einem einzigen Augenblick und wurde jetzt inne, daß sie, obwohl vollkommen frei und unsichtbar, bei aller Wonne wenigstens etwas vernünftig sein mußte. Nur durch ein Wunder gelang es ihr zu bremsen, so daß sie sich an der alten schiefen Ecklaterne nicht zu Tode schlug. Sie wich ihr aus, packte den Besen fester, flog langsamer und achtete auf die elektrischen Leitungen und auf die Ladenschilder, die quer zum Gehsteig hingen. Die dritte Gasse führte direkt zum Arbat. Hier lernte Margarita den Besen lenken und begriff, daß er dem leisesten Druck ihrer Hände und Füße gehorchte und daß sie beim Flug über die Stadt sehr aufmerksam sein mußte und nicht zu sehr rasen durfte. Überdies hatte sie schon in der Gasse gemerkt, daß die Fußgänger sie nicht sahen. Keiner hob den Kopf, keiner schrie »sieh mal, sieh mal!«, keiner prallte zurück, kreischte, fiel in Ohnmacht oder brach in wildes Gelächter aus.

Margarita flog lautlos, sehr langsam und nicht hoch, ungefähr in Höhe des ersten Stockes. Allein trotz des langsamen Flugs fehlte sie beim Eingang zum hellerleuchteten Arbat ein wenig und prallte mit der Schulter gegen eine beleuchtete Scheibe, auf die ein Pfeil gemalt war. Das ärgerte sie. Sie zügelte den gehorsamen Besen, flog ein Stückchen zur Seite, stürzte sich sodann auf die Scheibe und schlug sie mit dem Besenstiel kaputt. Klirrend fielen die Scherben herab, die Passanten spritzten auseinander, irgendwo trillerte eine Pfeife, und Margarita brach nach dieser überflüssigen Tat in Gelächter aus.

Michail Bulgakow, *Der Meister und Margarita*, 1940

Zweites Bild

Wald

Sie gingen die ganze Nacht und noch einen Tag von Morgen bis Abend, aber sie kamen aus dem Wald nicht heraus, und waren so hungrig, denn sie hatten nichts als die paar Beeren, die auf der Erde standen. Und weil sie so müde waren, daß die Beine sie nicht mehr tragen wollten, so legten sie sich unter einen Baum und schliefen ein.

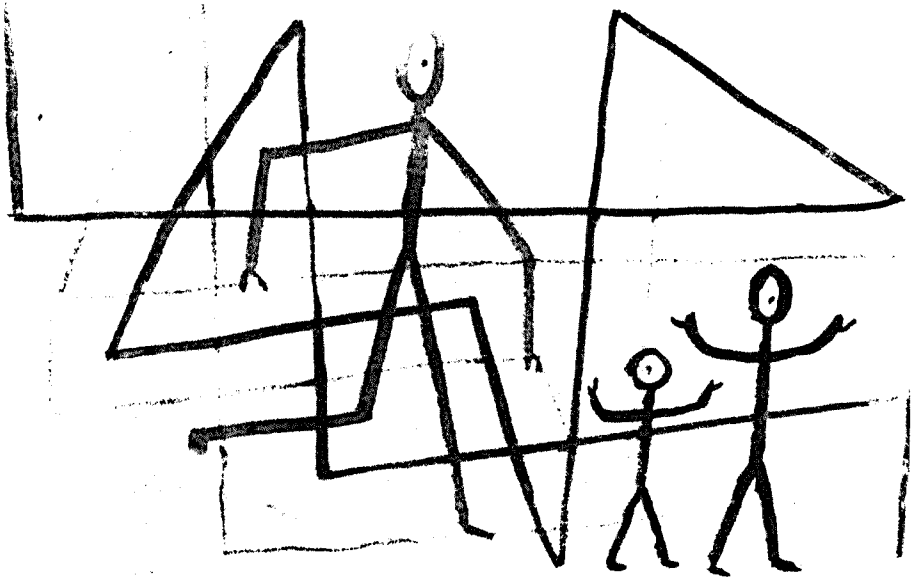
Nun war's schon der dritte Morgen, daß sie ihres Vaters Haus verlassen hatten. Sie fingen wieder an zu gehen, aber sie gerieten immer tiefer in den Wald, und wenn nicht bald Hilfe kam, so mußten sie verschmachten.

Jacob und Wilhelm Grimm, *Hänsel und Gretel*, 1812/1857

Und da wanderten die Kinder die ganze Nacht durch den Wald, kamen bald vom Wege ab, verirrteten sich und waren sehr traurig. Endlich schliefen sie ein auf weichem Moos, und erwachten hungrig, wie der Morgen graute, denn sie hatten keinen Bissen Brot mehr, und mußten ihren Durst und Hunger nur mit den schönen Waldbeeren stillen, die da und dort standen. Und wie sie so im Walde herumirrten, ohne Weg und Steg zu finden, siehe, da kam ein schneeweißes Vöglein geflogen, das flog immer vor ihnen her, als wenn es den Kindern den Weg zeigen wollte, und sie gingen dem Vöglein fröhlich nach.

Ludwig Bechstein, *Hänsel und Gretel*, 1845

Zweiter Auftritt. Die Kinder im Walde. Grethel sitzt auf einem Holzstamm und bindet ein Blumensträußchen; Hänsel kniet vor ihr und reicht ihr Blumen an. Sie singen ein fröhliches Waldliedchen, Hänsel mit vorgehaltener Hand singt leise das Echo des Refrains. Grethel wünscht sich noch einige hübsche Gräser zu ihrem Sträußchen; Hänsel geht ihr dieselben zu holen. Grethel singt noch eine Strophe von dem Waldliedchen, Hänsel antwortet als Echo auf den Refrain von ferne. Da kommt Grethel der Einfall, sie wolle sich verstecken und den Hänsel ein wenig necken. Sie thuts, Hänsel kommt suchend und findet seine Schwester nicht, er glaubt sie sei weiter gegangen und geht rufend in den Wald hinein. Nachdem seine Stimme verhallt ist, wird es Grethel doch etwas zu ängstlich allein im Walde zu Mute, ihr Lachen verstummt, sie ruft Hänsel, immer ängstlicher. Es wird dunkel, Grethel weint, zuletzt betet sie. Da dringt plötzlich wie aus weiter Ferne der Ruf: Grethel! an ihr Ohr, entzückt antwortet sie, immer näher kommt der Ruf, endlich erscheint Hänsel und sie liegen sich in den Armen. Dann erzählt Hänsel, er habe die Richtung verloren und



Paul Klee, »der gefundene Ausweg«, 1935

wisse nicht wie sie nach Hause kommen sollten. Wie Grethel sich fürchtet, tröstet er sie; zuletzt geht der Mond auf und sie machen sich leise singend auf den Weg. Nachtlied: Alle Vögel schlafen etc. Wie sie fort sind, kommen suchend die Eltern; sie sind betrübt, daß sie die Kinder nicht gefunden haben, besonders die Mutter wehklagt über sich selbst. Zuletzt gehen sie rufend und suchend weiter.

Adelheid Wette, *Inhaltsangabe zum Liederspiel »Hänsel und Grethel«*, 1890

Spaziergang auf den Venusberg. Adelheid und die Kinder oben. böser Traum: (Schein)Totenerweckung.

Engelbert Humperdinck, *Notiz vom Beginn der Ausarbeitung der Singspielfassung*, 7. August 1890

Die aufgeregten Sinne zauberten später mich träumenden in eine herrliche Waldgegend, deren Schönheit eigentümlicher Weise jedoch weniger vom Auge als vom Ohre empfunden zu werden schien. Gemäß meinem merkwürdigen Hange zur Verquickung von Musik und (Landschafts) Malerei glaubte ich den Wald wie ein großes Orchester klingen zu hören. Herrliche Streichquartettharmonien winkten mir Buchen und Tannen zu, untermischt mit dem Flöten- und Fagottartigen Gemurmel der Waldbäche, den langgezogenen Posaunenklängen eines nahen Wasserfalles und den sanften Trompeten- und Hornstößen der durchs Laub fallenden Sonnenstrahlen.

Engelbert Humperdinck, Tagebuchnotiz, 1879

Als ich oben wieder ankam, war gerade die Sonne untergegangen, ich wartete das Eintreten der Dunkelheit ab, aß etwas zu Abend und sah mir dann die Aussicht an. Über mir ein klarer Sternenhimmel, im Westen stand der – Vollmond, obgleich der Kalender bloß das erste Viertel anzeigt; jedoch der andere Teil des Mondes war so lebhaft durch die Erde beleuchtet, wie ich es auf der Ebene noch nie wahrgenommen. Tief unten am Horizont standen noch Wolken, die lebhaft wetterleuchteten. Auf der anderen Seite war die Ebene ausgebreitet, ein wahres Lichtermeer. Im Osten das Bad Homburg, dann Oberursel, am Horizont ein lebhaftes rotes Licht (der Wirt meinte, es sei ein Schadenfeuer), dann kam ein glänzender Lichtstreifen (wie die Milchstraße) Frankfurt, ein heller Punkt in der Ferne, deutete den elektrisch beleuchteten Hauptbahnhof von Darmstadt an, dann kamen Königsstein und Kronberg und im Westen das hell glänzende Mainz und ein Stück von Wiesbaden. Aber kalt war es draußen und ich mußte mich bald wieder entschließen, in das Wirtszimmer zurückzugehen. Morgen kommt die Fortsetzung, die hoffentlich allem die Krone aufsetzen wird. Drum für heute »gute Nacht«, liebes Herz schlafe wohl und träume von deinem Liebsten am Brunnhildenstein.

Engelbert Humperdinck, *Über eine Wanderung am Feldberg*,
An Hedwig Taxer, 10. Mai 1891, abends 9 Uhr

Der berühmte Abendsegen in Humperdincks Oper steht an der Schwelle zwischen Todesangst der Kinder und ihrem Traum von den Engeln, von Schutz und Hilfe. Ein- sam und suchend musiziert, »mit halber Stimme« der Kinder im pp gesungen – das für den Höhe- und Schlußpunkt des Gebetes sparsam ein »mit Steigerung« vor- schreibt –, greifen die Instrumente das Motiv im Traum-Bild auf und verwandeln es zu glanzvoller – außerwirklicher – Antwort (choralartiger Bläsersatz – ff) vom Him- mel (...)

Engelbert Humperdinck griff das biblische Motiv der Himmelsleiter auf, um es in das Märchengeschehen einzufügen. Dieser Traum der Kinder schafft die Brücke zwi- schen Welten, zwischen getrennten Bezirken.

Mathias Behrends, *Aspekte einer szenischen Interpretation und konzeptionellen Lesart der Märchenoper »Hänsel und Gretel«, 1993*

Die Traumpantomime bitte nicht zu prunkvoll, sondern mehr traumhaft-poetisch auszustatten, bei der bläuliche Mondscheinbelichtung mit weißen Sternbildern eine märchenhafte Stimmung hervorrufen würde. Gelbe Himmelstrahlen würde ich voll- ständig ausschließen. Die Himmelsleiter am besten transparent (blauer Schirting mit Glühlämpchen), mit zarten Wölkchen umgeben. Keine Heiligen, Bischöfe und Päp- ste, sondern nur die vierzehn Engel (die beiden Schutzengel können evtl. Schwert und Schild tragen). Später, beim großen Crescendo können andere Engel auf der Treppe hinzukommen, die den Choral in F-Dur (Blechinstrumente) mit Musikinstru- menten begleiten.

Engelbert Humperdinck, An Wilhelm Jahn, 7. Dezember 1894

GRETHEL Wenn nun böse Menschen, Räuber, kämen, / Und mich, die Grethel, mit sich nähmen? – / Oder – käme ein Wolf mit schnellem Lauf / Und er fräße die Grethel auf? / Das wäre ja schrecklich – o wie sehr! / Dann hätt ja der Hans keine Grethel mehr! / Nein, lieber Gott, das darf nicht geschehn. / *faltet die Hände* Lieber Gott! hilf mir! bitte schön! / Und schickst du mir gleich mein Bruderlein, / So will ich immer recht artig sein, / Will nie mehr meine Eltern betrüben, / Und recht dich, Vater im Himmel, lieben!

Adelheid Wette, *Liederspielfassung »Hänsel und Gretel«, 1890*
(von Humperdinck nicht vertont)

An einem schönen Frühlingmorgen gingen Humperdincks Eltern auf der mit Kir- schenblüten bestreuten Honnefer Chaussee spazieren, wo ihnen eine Zigeunerbande begegnete. Ein altes Weib trat hervor, ergriff Frau Gertrud bei der Hand, betrachtete aufmerksam die Linien derselben und ließ dann folgende Worte vernehmen: »Heil Dir, junge Frau! Vierzehn Linien zählt Deine weiße Hand! Ehe der Herbst herannaht, wirst Du einen Sohn Dein eigen nennen, der einst durch vierzehn Engel Ehre und Ansehen erlangen wird.« Frau Gertrud freute sich, merkte wohl auf diese Worte, und

als der Sohn da war, nannte sie ihn: Engelbrecht, das ist: »der durch Engel berühmte«. So geschehen im Jahre 1854!

Engelbert Humperdinck, *Mitteilung an die Mutter*, 1894

Das Wesen der Tonmalerei besteht in einer Darstellung von Naturvorgängen und -zuständen (einschließlich des Menschenlebens) nach Maßgabe der in der Musik geltenden Stilgesetze. – einerseits durch mehr oder minder getreue Nachahmung der den betr. Vorgängen eigentümlichen lautlichen Äußerungen, andererseits durch Association von Ideen die speculativ oder auch spontan sein kann. Im ersten Falle folgt der Componist seiner eigenen Beobachtung (Sturm, Wind, Wellen, Donner etc.) oder auch einer gewissen stillschweigenden Übereinkunft, die sich in der Geschichte unserer Kunst, namentlich in der Oper, allmählich festgesetzt hat (Waldempfindung mit Hörnern, Idylle etc.), der zweite Fall tritt bei der Schilderung ein, die sich nicht auf direkte Gehörwahrnehmungen beziehen, sondern auf gewisse Anregungen unseres Gemütslebens durch andersartige Erscheinungen (z. B. des Gesichts oder des Gefühls), wobei also eine Übertragung einer Wahrnehmung auf die andere, der äußeren auf die innere (Gemütsleben) stattfindet. (Beispiel: Blitz in der Pastoralsymphonie, Spiegel im Siegfried)

Engelbert Humperdinck, *Gedanken über Tonmalerei*, 1880

»Man schläft ein«, sagt er zum Kind, »aber man wacht nicht wieder auf.« »Ich wach immer auf«, sagt das Kind fröhlich.

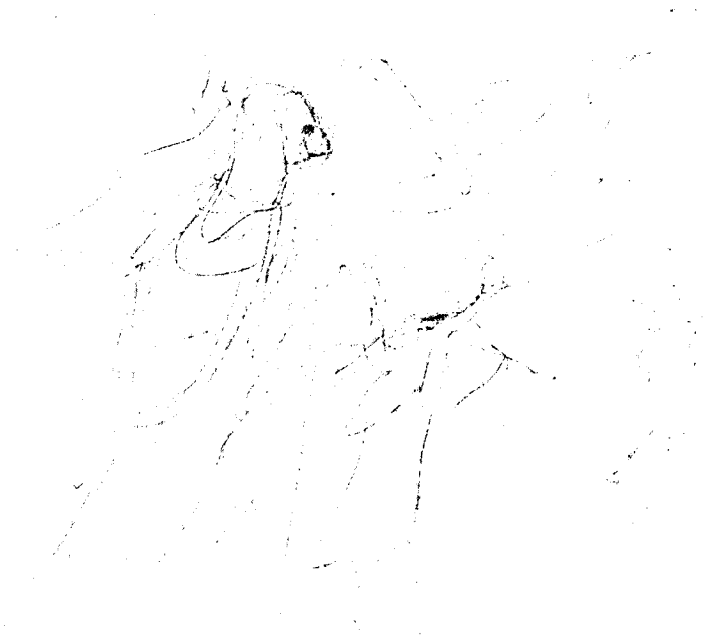
Elias Canetti, *Tagebuch*, 1970

Das Leben schien nur lebenswert, wo die Schwelle, die zwischen Wachen und Schlaf ist, in jedem ausgetreten war, wie von Tritten massenhafter hin und wider flutender Bilder, die Sprache nur sie selbst, wo Laut und Bild und Bild und Laut mit automatischer Exaktheit derart glücklich ineinandergriffen, daß für den Groschen »Sinn« kein Spalt mehr übrigblieb. Bild und Sprache haben den Vortritt. Saint Paul Roux befestigt, wenn er gegen Morgen sich zum Schlafe niederlegt, an seiner Tür ein Schild: *Le poète travaille*. Breton notiert: Still. Ich will, wo keiner noch hindurchgegangen ist, hindurchgehen, still! – Nach Ihnen, liebste Sprache.

Walter Benjamin, *Traumzeit*

LEONCE Welch unheimlicher Abend! Da unten ist alles still, und da oben wechseln und ziehen die Wolken, und der Sonnenschein geht und kommt wieder. Sieh, was seltsame Gestalten sich dort jagen! sieh die langen weißen Schatten mit den entsetzlich magern Beinen und Fledermausschwingen! und alles so rasch, so wirr, und da unten rührt sich kein Blatt, kein Halm. Die Erde hat sich ängstlich zusammengeschniegelt wie ein Kind, und über ihre Wiege schreiten die Gespenster.

Georg Büchner, *Leonce und Lena*, 1838



Joseph Beuys, »Erscheinung der Nebelfrauen«, 1951

Der Kuckuk: Wenn man ihn im Frühjahre zum erstenmale hört, soll man Geld in der Tasche haben, – sonst wird es Einem das ganze Jahr über an Geld fehlen. Ferner muß man bei dieser Gelegenheit die einzelnen Rufe des Kuckuks zählen: denn so viel mal als er ruft, so viele Jahre wird man noch leben. Man sagt, er soll neun Tage vor Mai anfangen, zu rufen; – er kann dies aber nicht eher thun, als bis er ein Blatt vom Kuckukskumst im Schnabel gehalten hat.

Wenn Jemand sagt: »Nun habe ich auch schon den Kuckuk gehört!« so lautet die Antwort: »Na, dann kannst Du ja auch schon sterben!« Im Winter soll er sich in einen Hawk (Habicht) verwandeln. Bei den verschiedensten Anlässen heißt es: »Das mag der Kuckuk wissen!« / »Weiß der Kuckuk, wie das zugeht!« / »Scheer' Dich zum Kuckuk!« / »Ich werd' Dich gleich zum Kuckuk jagen!« / »Dich soll doch gleich der Kuckuk holen!«

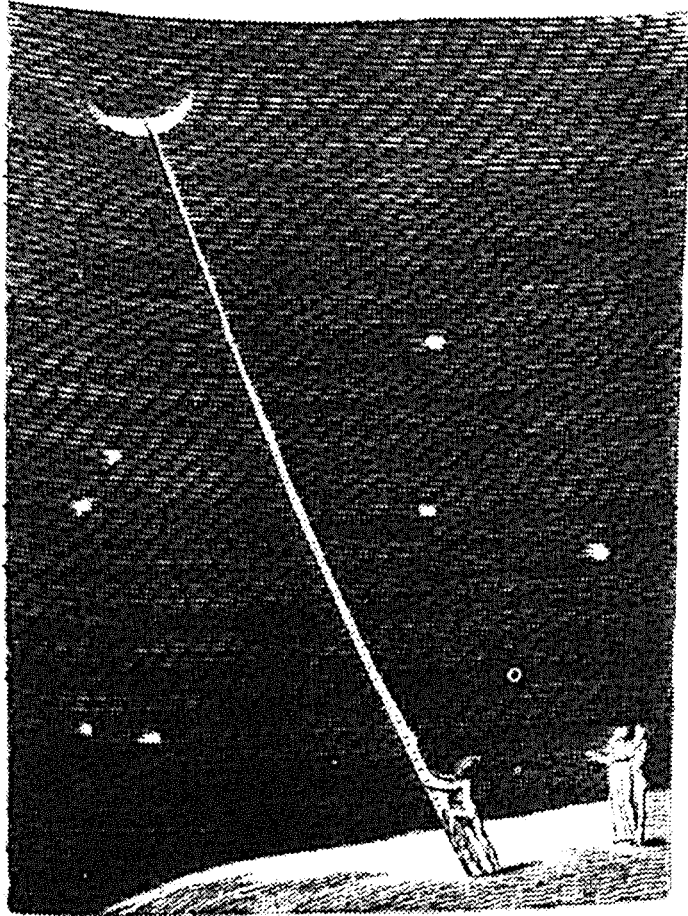
Volkstümliches aus Ostpreußen

Alles, was wir wachend von Schmerz und Rührung wissen, sagte Anton, ist doch nur kalt zu nennen gegen jene Tränen, die wir in Träumen vergießen, gegen jenes Herzklopfen, das wir im Schlaf empfinden. Dann ist die letzte Härte unseres Wesens zerschmolzen, und die ganze Seele flutet in den Wogen des Schmerzes. Im wachenden Zustande bleiben immer noch einige Felsenklippen übrig, an denen die Flut sich bricht. Gewiß, fuhr Friedrich fort, sollten wir die Zustände des Wachens und Schlafens mehr als Geschwister behandeln, wir würden dann klarer wachen und bewußtvoller und lichter träumen. Suchen wir doch am Tage mit der Phantasie auf diesem Fuße zu leben, und wie viel könnten wir von ihr als Nachtwandlerin lernen, wenn wir sie als solche mehr achteten und beachteten. So finden wir auch in der alten Welt die Träume nicht so vernachlässigt, sondern aus ihren Ahnungen ging oft durch den Glauben der Menschen eine glänzende Wirklichkeit hervor.

Wir träumen ja auch nur die Natur, sagte Ernst, und möchten diesen Traum ausdeuten; auf dieselbe Weise entfernt und nahe ist uns die Schönheit, und so wahr sagen wir auch aus dem Heiligtum unsers Innern, wie aus einer Welt des Traumes heraus. So könnte man denn wohl, unterbrach Theodor, aus witziger Willkür mit der Wirklichkeit wie mit Träumen spielen, und die Geburten der Dunkelheit als das Rechte und Wahre anerkennen wollen. Tun denn so viele Menschen etwas anders? fragte Wilibald. Und tun sie denn so gar unrecht? antwortete Ernst mit neuer Frage. Wir geraten auf diesem Wege, sagte Emilie, in das Gebiet der Rätsel und Wunder. Doch führt uns vielleicht der Versuch, alles umkehren zu wollen, am Ende von selbst wieder in das Gewöhnliche zurück.

Ludwig Tieck, *Phantasmus*, 1812–1816

Wenn man mir zugibt, daß das Sprechen aus dem Schlaf der Kinder gleichfalls dem Kreis des Träumens angehört, so kann ich im folgenden einen der jüngsten Träume meiner Sammlung mitteilen. Mein jüngstes Mädchen, damals neunzehn Monate alt,



I want! I want!

Printed by W. Blake 17 May 1793

William Blake, »The Gates of Paradise«, 1793

hatte eines Morgens erbrochen und war darum den Tag über nüchtern erhalten worden. In der Nacht, die diesem Hungertag folgte, hörte man sie erregt aus dem Schlaf rufen: *Anna Feud, Er(d)beer, Hochbeer, Eier(s)peis, Papp*. Ihren Namen gebrauchte sie damals, um die Besitzergreifung auszudrücken; der Speisezettel umfaßte wohl alles, was ihr als begehrenswerte Mahlzeit erscheinen mußte; daß die Erdbeeren darin in zwei Varietäten vorkamen, war eine Demonstration gegen die häusliche Sanitätspolizei und hatte seinen Grund in dem von ihr wohl bemerkten Neben-umstand, daß die Kinderfrau ihre Indisposition auf allzu reichlichen Erdbeergenuß geschoben hatte; für dies ihr unbequeme Gutachten nahm sie also im Traume ihre Revanche.

Sigmund Freud, *Traumdeutung*, 1900

Nun schwebt die Frau Nacht über die Bühne – schwarzes Schleppekleid mit Silbersternen gestickt, schwarzem Schleier – und spricht:

DIE NACHT Ich bin die Nacht, vor der die Sonne flieht,
Wenn sie des Abends in die Tiefe zieht.

Mit schwarzem Schleier deck ich alles zu
Und wiege jung und alt in süße Ruh

Dort naht auch schon der Mond, mein Ehgemahl,
Und senket nieder seinen blassen Strahl.

Der Mond erscheint und zieht oben vorbei.

Du teurer Mann, sei herzlich mir gegrüßt,
Dein Licht die ernste Dunkelheit verstüßt.

O leuchte mild mit deinem Trostesschein
In dieses Haus auf die zwei Kinder klein.

Sie schlummern sanft – vielleicht die letzte Nacht -
Weil sie der Menschenfresser streng bewacht!

Sags den Schutzengeln, die am Himmel schweben,
Daß sie beschützen dieser Armen Leben;

Und wem du sonst begegnest, lieber Mann,
Sags jedem noch, der etwa helfen kann.

Nun lebe wohl! Wir sehn uns wieder bald,
Ich wandle weiter durch den grünen Wald;

Erwarte mich beim ersten Morgenstrahl
Dort hinter jenen Bergen in dem Tal;

Dann haben wir den halben Erdenbogen
Auf unsrer Bahn stillwandernd wohl durchzogen

Und ruhn beisammen, bis die Vögelein
Zu singen heben an im Abendschein!

Der Vorhang fällt langsam.

Franz Graf von Pocci, *Hänsel und Gretel oder der Menschenfresser*, 1877

Kohlen-Munk-Peter hatte jetzt den höchsten Punkt des Tannenbühls erreicht und stand vor einer Tanne von ungeheurem Umfang, um die ein holländischer Schiffsherr an Ort und Stelle viele hundert Gulden gegeben hätte. Hier, dachte er, wird wohl der Schatzhauser wohnen, zog seinen großen Sonntagshut, machte vor dem Baum eine tiefe Verbeugung, räusperte sich und sprach mit zitternder Stimme: »Wünsche glückseligen Abend, Herr Glasmann.« Aber es erfolgte keine Antwort, und alles umher war so still wie zuvor. Vielleicht muß ich doch das Verslein sprechen, dachte er weiter und murmelte: »Schatzhauser im grünen Tannenwald, bist schon viel hundert Jahre alt, dir gehört all' Land, wo Tannen stehn —«

Indes er diese Worte sprach, sah er zu seinem großen Schrecken eine ganz kleine, sonderbare Gestalt hinter der dicken Tanne hervorschauen; es war ihm, als habe er das Glasmännlein gesehen, wie man es beschrieben, das schwarze Wämschen, die roten Strümpfchen, das Hütchen, alles war so, selbst das blasse, aber feine und kluge Gesichtchen, wovon man erzählte, glaubte er gesehen zu haben. Aber ach, so schnell es hervorgeschaut hatte, das Glasmännlein, so schnell war es auch wieder verschwunden! »Herr Glasmann«, rief nach einigem Zögern Peter Munk, »seid so gütig und haltet mich nicht für'n Narren. — Herr Glasmann, wenn Ihr meint, ich habe Euch nicht gesehen, so täuscht Ihr Euch sehr, ich sah Euch wohl hinter dem Baum hervorgucken.« Immer keine Antwort, nur zuweilen glaubte er ein leises, heiseres Kichern hinter dem Baum zu vernehmen. Endlich überwand seine Ungeduld die Furcht, die ihn bis jetzt noch abgehalten hatte. »Warte, du kleiner Bursche«, rief er, »dich will ich bald haben«, sprang mit einem Satz hinter die Tanne, aber da war kein Schatzhauser im grünen Tannenwald, und nur ein kleines zierliches Eichhörnchen jagte an dem Baum hinauf.

Wilhelm Hauff, *Das kalte Herz*, 1828

An solchen Abenden war die Mutter sehr traurig, und kaum schlug die Uhr neun, so sprach sie: »Nun Kinder! — zu Bette! zu Bette! der Sandmann kommt, ich merk' es schon.« Wirklich hörte ich dann jedesmal etwas schweren, langsamen Tritts die Treppe heraufpoltern; das mußte der Sandmann sein. Einmal war mir jenes dumpfe Treten und Poltern besonders graulich; ich frug die Mutter, indem sie uns fortführte: »Ei, Mama! wer ist denn der böse Sandmann, der uns immer von Papa fortreibt? — wie sieht er denn aus?« »Es gibt keinen Sandmann, mein liebes Kind«, erwiderte die Mutter, »wenn ich sage, der Sandmann kommt, so will das nur heißen, ihr seid schläfrig und könnt die Augen nicht offen behalten, als hätte man euch Sand hineingestreut.« — Der Mutter Antwort befriedigte mich nicht, ja in meinem kindischen Gemüt entfaltete sich deutlich der Gedanke, daß die Mutter den Sandmann nur verleugne, damit wir uns vor ihm nicht fürchten sollten, ich hörte ihn ja immer die Treppe heraufkommen. Voll Neugierde, Näheres von diesem Sandmann und seiner Beziehung auf uns Kinder zu erfahren, frug ich endlich die alte Frau, die meine jüngste Schwester wartete, was denn das für ein Mann sei, der Sandmann. »Ei, Thanelchen«,

erwiderte diese, »weißt du das noch nicht? Das ist ein böser Mann, der kommt zu den Kindern, wenn sie nicht zu Bett gehen wollen, und wirft ihnen Hände voll Sand in die Augen, daß sie blutig zum Kopf herausspringen, die wirft er dann in den Sack und trägt sie in den Halbmond zur Atzung für seine Kinderchen; die sitzen dort im Nest und haben krumme Schnäbel, wie die Eulen, damit picken sie der unartigen Menschenkindlein Augen auf.« – Gräßlich malte sich nun im Innern mir das Bild des grausamen Sandmanns aus; sowie es abends die Treppe heraufpolterte, zitterte ich vor Angst und Entsetzen. Nichts als den unter Tränen hergestotterten Ruf: »Der Sandmann! der Sandmann!« konnte die Mutter aus mir herausbringen. Ich lief voraus in das Schlafzimmer, und wohl die ganze Nacht über quälte mich die fürchterliche Erscheinung des Sandmanns.

E. T. A. Hoffmann, *Der Sandmann*, 1816

»Guten Abend!« sagte der Sandmann, Friedrich nickte und wandte das Bild des Urgroßvaters gegen die Wand, damit es nicht, wie gestern, mitspreche. »Nun mußt du mir Geschichten erzählen: von den fünf grünen Erbsen, die in einer Schote wohnen, und von dem Hahnenfuß, der dem Hühnerfuße den Hof machte, und von der Stopfnadel, die so vornehm tat, daß sie sich einbildete, eine Nähndadel zu sein!«

»Man kann auch des Guten zuviel bekommen!« sagte der Sandmann. »Du weißt wohl, daß ich dir am liebsten etwas zeige! Ich will dir meinen Bruder zeigen. Er heißt auch Sandmann, aber er kommt zu niemand öfter als einmal, und zu wem er kommt, den nimmt er mit auf sein Pferd und erzählt ihm Geschichten. Er kennt nur zwei; die eine ist so außerordentlich schön, daß niemand in der Welt sie sich denken kann, und die andere ist so häßlich und greulich – es ist gar nicht zu beschreiben!« Und dann hob der Sandmann den kleinen Friedrich zum Fenster hinauf und sagte: »Da wirst du meinen Bruder sehen, sie nennen ihn auch den Tod! Siehst du, er sieht gar nicht so schlimm aus wie in den Bilderbüchern, wo er nur ein Knochengerippe ist! Nein, das ist Silberstickerei, die er auf dem Kleide hat, die schönste Husarenuniform, ein Mantel von schwarzem Samt fliegt hinten über das Pferd. Sieh, wie er im Galopp reitet!«

Friedrich sah, wie der andere Sandmann davonritt und junge wie alte Leute auf sein Pferd nahm. Einige setzte er vorn, andere hinten auf, aber immer fragte er erst: »Wie steht es mit dem Zeugnisbuch?« – »Gut!« sagten sie allesamt. »Ja, laßt mich selbst sehen!« sagte er; und sie mußten ihm das Buch zeigen; alle die, welche »Sehr gut« und »Ausgezeichnet« hatten, kamen vorn auf das Pferd und bekamen die herrliche Geschichte zu hören; die nur »Ziemlich gut« und »Mittelmäßig« hatten, mußten hinten auf und bekamen die greuliche Geschichte. Sie zitterten und weinten, sie wollten vom Pferde springen und konnten es doch nicht, denn sie waren sogleich daran festgewachsen. »Aber der Tod ist ja der prächtigste Sandmann!« sagte Friedrich. »Vor ihm ist mir nicht bange!« »Das soll auch nicht sein!« sagte der Sandmann. »Sieh nur zu, daß du ein gutes Zeugnis hast!« »Ja, das ist lehrreich!« murmelte des



Ludwig Emil Grimm, »Sandmännchen«, um 1820

Urgroßvaters Bild. »Es hilft doch, wenn man seine Meinung sagt!« Und nun war es zufrieden.

Hans Christian Andersen, *Der Sandmann*, 1848

Der A=abend See=gen: Des A=bends, wenn du zu Bet=te ge=hest, solt du dich seg=nen mit dem hei=li=gen Creu=tze, und sa=gen: Das walt GOtt + Va=ter + Sohn, und hei=li=ger + Geist, A=men.

Dar=auf denn kni=end o=der ste=hend den Glau=ben und Va=ter Un=ser, wilt du, so magst du dies Ge=bet=lein da=zu spre=chen: Ich dan=cke dir, mein himm=li=scher Va=ter, durch JE=sum Chri=stum dei=nen lie=ben Sohn, daß du mich die=sen Tag gnä=dig=lich be=hü=tet hast, und bit=te dich, du wol=lest mir ver=ge=ben al=le mei=ne Sün=de, wo ich un=recht ge=than ha=be, und mich diese Nacht auch gnä=dig=lich be=hü=ten. Denn ich be=feh=le dir mein Leib und See=le, und al=les in dei=ne Hän=de, dein hei=li=ger En=gel sei mit mir, daß der bö=se Feind kei=ne Macht an mir fin=de, A=men.

Und als=dann flugs und frö=lich ein=ge=schla=fen.

Jean Paul, *Leben Fibels*, 1811

Hoch überm Horizont, groß, aber blaß, stand er am Himmel eines Traumes über den Straßen von Berlin. Es war noch hell. Die meinigen umgaben mich, ein wenig starr, wie auf einer Daguerreotypie. Nur meine Schwester fehlte. »Wo ist Dora?« hörte ich meine Mutter rufen. Der Mond, der voll am Himmel gestanden hatte, war plötzlich immer schneller angewachsen. Näher und näher kommend, riß er den Planeten auseinander. Das Geländer des eisernen Balkons, auf dem wir alle über der Straße Platz genommen hatten, zerfiel in Stücken, und die Leiber, die ihn bevölkert hatten, bröckelten geschwind nach allen Seiten auseinander. Der Trichter, den der Mond im Kommen bildete, sog alles in sich ein. Nichts konnte hoffen, unverwandelt durch ihn hindurchzugehen. »Wenn es jetzt Schmerz gibt, gibt es keinen Gott«, hörte ich mich erkennen, und sammelte zugleich, was ich hinübernehmen wollte. Alles tat ich in einen Vers. Er war mein Abschied. »O Stern und Blume, Geist und Kleid, Lieb, Leid und Zeit und Ewigkeit!« Jedoch, indem ich diesen Worten mich anheimzugeben suchte, war ich schon erwacht. Und nun erst schien das Grauen, mit dem eben der Mond mich überzogen hatte, sich auf ewig, trostlos, bei mir einzunisten. Denn dies Erwachen steckte nicht, wie andere, dem Traum sein Ziel, sondern verriet mir, daß es ihm entgangen und das Regiment des Mondes, welches ich als Kind erfahren hatte, für eine weitere Weltzeit gescheitert war.

Walter Benjamin, *Der Mond*, 1932/33

D Engele hans Bett gemacht,
d Federn fliegen runter!
Alle Tage, da wachen sie,
zur Nacht, da sind se munter.
Wäre sie net munter z Nacht,
wer hätt denn dann mein Kind bewacht?

Unbekannter Verfasser, *D Engele hans Bett gemacht*

Schlaf, Kindlein, feste!
Wir kriegen fremde Gäste.
Die Gäste, die da kommen drein,
das sind die lieben Engelein.
Schlaf, Kindlein, feste!

Unbekannter Verfasser, *Schlaf, Kindlein, feste!*

Fünf Engele haben gesungen,
fünf Engele kommen gesprungen.
Das erste blästs Feuerle an,
das zweite stellts Pfännle dran,
das dritte schütts Teigle nein,
das vierte tut brav Zucker nein,
das fünfte sagt, s'ist angericht,
jetzt, mein Büble, brenn dich nicht!

Unbekannter Verfasser, *Fünf Engele*

Ich will heint schlafen gehn,
Zwölf Engel solln mit mir gehn,
zween zu Häupten,
zween zur Seiten,
zween zu Füßen,
zween die mich decken,
zween die mich wecken,
zween die mich wisen
zu den himmlischen Paradiesen.

Unbekannter Verfasser, *Zwölf Engel*

Einst werd ich liegen im Nirgend
bei einem Engel irgend.

Paul Klee, *Gedicht*

Der Schutzengel: die Sympathie, wir brauchen ihn immerzu. Wir haben ihn als Kind, sonst wären wir längst überfahren, wir wachsen damit auf, wir verlassen uns auf ihn – und dabei ist es nur ein Hauch, was uns schützt, was uns von dem Ungeheuerlichen trennt, von dem Rettungslosen, wo nichts mehr für dich zeugt, kein eignes Wort, keine eigene Tat ...

Max Frisch, *Tagebuch*, 1946–1949

Sicher ist: Engel treten auf. Sie tun dies immer unvermutet und auch nur dort, wo das Auftauchen Fremder üblich, also unauffällig ist. Da ihr Erscheinen sowieso überraschend geschieht, kommt es offenbar vor allem auf Bedingungen an, die ihnen ein schnelles Verschwinden ermöglichen, so daß der plötzlich aufmerksam Gewordene im Moment des Erkennens schon wieder allein dasteht. Keinem ist ein Bote jemals im eigenen Zuhause erschienen. Straßen, Plätze mit ihren gleichmäßig zufälligen Menschenansammlungen sind natürlich die geeignetste Umgebung, einen Engel zu treffen; die Begegnungen finden aber auch in Treppenhäusern, Hotelhallen, öffentlichen Verkehrsmitteln, Parks und geschlossenen Versammlungsräumen statt.

Dorothea Dieckmann, *Wie Engel erscheinen*, 1994

Die Engeln, diese Pagi der göttlichen Majestät, seynd nach Lehr der hocheleuchten Scribenten in 9 Chör ausgetheilt, und zwar in einer unzahlbaren Menge und Anzahl. In dem alleruntersten Chor, schreibt Spargiati, seynd 8,400,000,000,000. In dem andern Chor der Erzengel seynd zehenmal mehrer, welches forthin zu verstehen, als in dem ersten, nemlichen 84,000,000,000,000. Im dritten Chor, der Fürstenthümer genannt, seynd 840,000,000,000,000. In dem vierten Chor, der Potestaten, seynd 8,400,000,000,000,000. In dem fünften Chor seynd auch wiederum zehenmal mehrer als zuvor, nemlichen 84,000,000,000,000,000. In dem sechsten Chor, der Dominationen oder Herrschungen genannt, seynd wieder zehenmal mehr als oben, nemlichen 840,000,000,000,000,000. In dem siebenten Chor seynd auch zehenmal mehrer, als in dem vorigen, das ist, 8,400,000,000,000,000,000. In dem achten Chor, der Cherubinen, seynd mehrmal zehenmal mehrer, nemlichen 84,000,000,000,000,000,000. In dem neunten Chor, der Seraphinen, seynd 840,000,000,000,000,000,000. Seynd also die Engel insgesamt in besagten 9 Chören 933,333,332,400,000,000,000.

Abraham a Santa Clara, *Von der Menge der heiligen Engel und vom jüngsten Gericht*, 1686–1695

Der französische Irrenarzt Pinel berichtet folgenden Fall der Heilung eines Melancholischen durch eine fingierte Engelserscheinung:

»Ein Freund des Kranken trat in der Nacht als Engel verkleidet mit einer brennenden Fackel in der einen und einem Schwert in der anderen Hand ins Zimmer. Der

falsche Engel schlug den Vorhang des Bettes auseinander, weckte den Kranken und eröffnete ihm, Gott habe ihm Nachlaß aller begangenen Sünden gewährt. Auch diese List war von Erfolg gekrönt; die verängstigte Seele gewann ihre Ruhe und damit auch die Gesundheit zurück.«

Philippe Pinel, *Encyclopédie méthodique*, 1816

Der Nordwind hockte im Ofenrohr, und zu seinem Gesumm fingen Regenbogen an, einen Reigen um ihn tanzen. Er schloß die Augen. Da wurde es dunkel. Und still. Doch nach Mitternacht wich plötzlich der Schlaf, und feine Fingerknöchelchen klopfen von außen an die Fensterscheibe – und er hörte seinen Namen rufen – »Hansl!« rief eine sanfte Stimme – »Hansl!« Da erhob sich der kleine Bub aus seinem Bette, trug einen Stuhl vor das Fenster, erkletterte ihn und öffnete –: draußen war tiefe stille Nacht; keine Trambahn läutete mehr, und auch die Gaslaterne an der Ecke war schlafen gegangen und – vor seinem Fenster im vierten Stock schwebte ein heller Engel; der ähnelte jenem, welcher Großvaters Gebetbuch als Spange umschloß, nur, daß er farbige Flügel hatte: der linke blau und gelb: das waren die Farben des Fußballvereins von Oberhaching; der rechte rosa und grün: das waren die Farben dessen von Unterhaching; seine schmalen Füße staken in purpurnen Fußballschuhen, an silberner Sternenschnur hing um seinen Schwanenhals eine goldene Schiedsrichterpfeife, und in den durchsichtigen Händen wiegte sich ein mattweißer Fußball.

»Schau« – sprach der Engel – »schau!« und köpfte den Ball kerzengerade in die Höhe; der flog, flog – bis er weit hinter der Milchstraße verschwand. Dann reichte der Himmlische dem staunenden Hansl die Hand und lächelte: »Komm mit – zum Fußballwettbewerb –« Und Hansl ging mit. Wortlos war er auf das Fensterbrett gestiegen, und da er des Engels Hand ergriffen, da war es ihm, als hätte es nie einen dicken Karl gegeben. Alles war vergessen, versank unter ihm in ewigen Tiefen – und als die beiden an der Milchstraße vorbeischwebten, fragte der kleine Bub: »Ist es noch weit?« »Nein«, lächelte wieder der Engel, »bald sind wir dort.« Und weil Engel nie lügen, leuchtete bald durch die Finsternis eine weiße rechteckige Fläche, auf die sie zuflogen. Anfangs glaubte Hansl, es wäre nur ein Blatt unliniertes Papier, doch kaum daß er dies gedacht hatte, erfaßte sein Führer auch schon den Rand; nur noch ein Klimmzug – und es war erreicht!

Doch wie erstaunte da der kleine Bub! Aus dem Blatt unliniertem Papier war eine große Wolke geworden, deren Oberfläche ein einziger herrlich angelegter Fußballplatz war; auf buntbewimpelten Tribünen saßen Zuschauer, wie sie in solcher Zahl unser Kleiner noch bei keinem Wettspiel erlebt hatte. (...)

Unermeßliche Seligkeit erfüllte des armen kleinen Buben Herz. Das Spiel hatte begonnen, um nimmermehr beendet zu werden, und die Zweiundzwanzig spielten, wie er noch nie spielen sah. Manchmal kam es zwar vor, daß der eine oder andere dem Balle einfach nachflog (es waren ja auch lauter Engel), doch da piiff der

Schiedsrichter (ein Erzengel) sogleich ab: wegen unfairer Kampfweise. Das Wetter war herrlich. Etwas Sonne und kein Wind. Ein richtiges Fußballwetter. Seit dieser Zeit hat niemand mehr den armen kleinen Buben auf einem irdischen Fußballplatze gesehen.

Ödön von Horváth, *Legende vom Fußballplatz*

»Jedesmal, wenn ein gutes Kind stirbt, kommt ein Engel Gottes auf die Erde nieder, nimmt das tote Kind in seine Arme, breitet die großen, weißen Flügel aus, fliegt überall dorthin, wo das Kind gern gewesen ist, und pflückt eine ganze Handvoll Blumen, die er zu Gott hinaufträgt, wo sie noch schöner blühen als auf Erden. Der liebe Gott drückt alle Blumen an sein Herz, aber die Blume, die ihm am liebsten ist, der gibt er einen Kuß, und dann erhält sie eine Stimme und kann in der großen Glückseligkeit mitsingen.« Seht, all dies erzählte mir ein Engel Gottes, als er gerade ein totes Kind zum Himmel hinauftrug, und das Kind hörte es wie im Traum; und sie flogen überall dorthin im Hause, wo das Kleine gespielt hatte, und sie kamen durch Gärten mit herrlichen Blumen.

Hans Christian Andersen, *Der Engel*

Es erscheinen dem Hannele im Fiebertraum: Der Maurer Mattern, ihr Vater. Eine Frauengestalt, ihre verstorbene Mutter. Drei lichte Engel. Ein großer schwarzer Engel. Die Diakonissin. Der Dorfschneider. Gottwald und seine Schulkinder. Die Armenhäusler Pleschke, Hanke und andere. Seidel. Vier weißgekleidete Jünglinge. Ein Fremder. Viele kleine und große lichte Engel. Leidtragende, Frauen usw.

Gerhart Hauptmann, *Hanneles Himmelfahrt*, 1893

HANNELE Ist es schön, wo du bist?

FRAUENGESTALT Weite, weite Auen, bewahrt vor dem Winde, geborgen vor Sturm und Hagelwettern in Gottes Hut.

HANNELE Ruhst du aus, wenn du müde bist?

FRAUENGESTALT Ja.

HANNELE Hast du Speise zu essen, wenn's dich hungert?

FRAUENGESTALT Ich stille meinen Hunger mit Früchten und Fleisch. Mich dürstet, und ich trinke goldnen Wein. *Sie weicht zurück.*

HANNELE Gehst du fort, Mutter?

FRAUENGESTALT Gott ruft.

HANNELE Ruft Gott laut?

FRAUENGESTALT Gott ruft laut nach mir.

HANNELE Das ganze Herz ist mir verbrannt, Mutter!

FRAUENGESTALT Gott wird es mit Rosen und Lilien kühlen.

HANNELE Wird Gott mich erlösen?

FRAUENGESTALT Kennst du die Blume, die ich in der Hand hab'?

HANNELE Himmelschlüssel.

FRAUENGESTALT *legt sie in Hanneles Hand* Du sollst sie behalten, als Gottes Pfand,
lebe wohl!

HANNELE Mutterchen, bleibe bei mir!

FRAUENGESTALT *weicht zurück* Über ein kleines wirst du mich nicht sehen, und aber
über ein kleines, so wirst du mich sehn.

HANNELE Ich fürchte mich.

FRAUENGESTALT *weicht weiter zurück* Wie dem weißen Schneestaub auf den Bergen
vom Winde geschieht, so wird Gott deine Quäler verfolgen.

HANNELE Geh nicht fort!

FRAUENGESTALT Des Himmels Kinder sind wie die blauen Blitze der Nacht. – Schlaf!
*Es wird nun wiederum allmählich dunkel. Dabei hört man von lieblichen Knaben-
stimmen gesungen die zweite Strophe des Liedes »Schlaf, Kindchen, schlaf!
Schlaf, Kindchen, feste, / es kommen fremde Gäste ...
Jetzt erfüllt mit einem Schlage ein goldgrüner Schein das Gemach. Man sieht drei
lichte Engelsgestalten, schöne, geflügelte Jünglinge mit Rosenkränzen auf den
Köpfen, welche den Schluß des Liedes von Notenblättern, die zu beiden Seiten her
unterhängen, absingen. Weder die Diakonissin noch die Frauengestalt ist zu sehen.
Die Gäste, die jetzt kommen sein, / das sind die lieben Engelein. /
Schlaf Kindchen, schlaf!*

HANNELE *öffnet die Augen, starrt verzückt die Engelsgestalten an und sagt erstaunt:*
Engel? Mit wachsendem Erstaunen, hervorbrechender Freude, aber noch nicht
zweifelsfrei Engel!! Im Jubelüberschwang Engel!!!

Kleine Pause. Die Engel sprechen nun, nacheinander, folgendes zur Musik
ERSTER ENGEL Auf jenen Hügeln die Sonne, / sie hat dir ihr Gold nicht gegeben; / das
wehende Grün in den Tälern, / es hat sich für dich nicht gebreitet.
ZWEITER ENGEL Das goldene Brot auf den Äckern, / dir wollt' es den Hunger nicht
stillen; / die Milch der weidenden Rinder, / dir schäumte sie nicht in den Krug.
DRITTER ENGEL Die Blumen und Blüten der Erde, / gesogen voll Duft und voll Süße,
voll Purpur und himmlischer Bläue, / dir säumten sie nicht deinen Weg.
Kleine Pause.

ERSTER ENGEL Wir bringen ein erstes Grüßen / durch Finsternisse getragen; / wir
haben auf unsern Federn / ein erstes Hauchen von Glück.
ZWEITER ENGEL Wir führen am Saum unsrer Kleider / ein erstes Duften des Früh-
lings; / es blühet von unsern Lippen / die erste Röte des Tags.
DRITTER ENGEL Es leuchtet von unsern Füßen / der grüne Schein unsrer Heimat; / es
blitzen im Grund unsrer Augen / die Zinnen der ewigen Stadt.

Gerhart Hauptmann, *Hanneles Himmelfahrt*, 1893

Vor einem großen Walde lebte ein Holzhacker mit seiner Frau und seinem einzigen
Kind, das war ein Mädchen und drei Jahr alt. Sie waren aber so arm, daß sie nicht



Paul Klee, »der Mond als Spielzeug«, 1940

mehr das tägliche Brot hatten und nicht wußten, was sie ihm sollten zu essen geben. Da ging der Holzhacker voller Sorgen hinaus in den Wald an seine Arbeit, und wie er da Holz hackte, stand auf einmal eine schöne, große Frau vor ihm, die hatte eine Krone von leuchtenden Sternen auf dem Haupt und sprach zu ihm: »ich bin die Jungfrau Maria, die Mutter des Christkindleins, bring mir dein Kind, ich will es mit mir nehmen, seine Mutter sein und für es sorgen.« Der Holzhacker gehorchte und holte sein Kind und gab es der Jungfrau Maria, die nahm es mit sich hinauf in den Himmel. Da ging es ihm wohl, es aß bloß Zuckerbrot und trank süße Milch, und seine Kleider waren von Gold, und die Englein spielten mit ihm.

Jacob und Wilhelm Grimm, *Marienkind*, 1812/1857

Da hörte ich Tarmina draußen im Garten nach meinen Schwestern rufen. Ich lief zum Fenster, sah Tarmina, mit emporgewandtem Gesicht, zwischen den Rhododendronbüschen, Tarmina Nebeltau, in ihrem rosafarbenen Kleid, mit der seidenen Schleife im Haar. Ich lief hinunter, auch Margit und Irene kamen, wir flatterten im Garten umher, zur Schaukel, zur Sandkiste, zum Graben, wir drückten das hohe Gras der Wiese zu Laufgängen nieder, versteckten uns voreinander, suchten einander. Dann in den Wald, zu den Hexen, den Irrlichtern. Liefen über den weichen, federnen Nadelteppich, blickten in den hohlen Stamm in dem die Eule wohnte, stöberten die Kaninchen im Moos auf, jagten den Libellen am Teich nach, hörten aus den Bäumen den Kuckuck rufen, wieviel Jahre wir noch zu leben hatten. Fand im Gras die blau-weiße Feder des Hähers, gab sie Tarmina, sie strich sich damit über die geschlossenen Augenlider. Auf einer Lichtung sah ich Tarmina mit Margit tanzen, Irene rief nach ihnen und sie eilten ihr nach, die Zweige, die sie im Lauf gestreift hatten, schaukelten noch, ihre Schritte entfernten sich im raschelnden Laub. Diese Lichtung, die man auf einem Graspfad erreicht, liegt da in schimmernder Eindringlichkeit, ein milchig blaues Licht schwebt über dem grünen grünen Gras, das von den Füßen der Tanzenden niedergetreten ist.

Peter Weiss, *Abschied von den Eltern*, 1961

Drittes Bild

Hexe

Die Alte hatte sich nur so freundlich angestellt, sie war aber eine böse Hexe, die den Kindern auflauerte, und hatte das Brothäuslein bloß gebaut, um sie herbeizulocken. Wenn eins in ihre Gewalt kam, so machte sie es tot, kochte es und aß es, und das war ihr ein Festtag. Die Hexen haben rote Augen und können nicht weit sehen, aber sie haben eine feine Witterung, wie die Tiere, und merken's, wenn Menschen herankommen. Als Hänsel und Gretel in ihre Nähe kamen, da lachte sie boshaft und sprach höhnisch: »Die habe ich, die sollen mir nicht wieder entwischen.« Frühmorgens, ehe die Kinder erwacht waren, stand sie schon auf, und als sie beide so lieblich ruhen sah, mit den vollen roten Backen, so murmelte sie vor sich hin: »Das wird ein guter Bissen werden.« Da packte sie Hänsel mit ihrer dünnen Hand und trug ihn in einen kleinen Stall und sperrte ihn mit einer Gittertüre ein; er mochte schreien, wie er wollte, es half ihm nichts. Dann ging sie zur Gretel, rüttelte sie wach und rief: »Steh auf, Faulenzerin, trag Wasser und koch deinem Bruder etwas Gutes, der sitzt draußen im Stall und soll fett werden. Wenn er fett ist, so will ich ihn essen.« Gretel fing an, bitterlich zu weinen, aber es war alles vergeblich, sie mußte tun, was die böse Hexe verlangte.

Jacob und Wilhelm Grimm, *Hänsel und Gretel*, 1812/1857

Es hatte aber mit der Alten ein gar schlimmes Bewenden. Sie war eine böse und garstige Hexe, welche die Kinder fraß, die sie durch ihr Brot- und Kuchenhäuslein anlockte, nachdem sie sie erst recht fett gefüttert. Dies hatte sie auch mit Hänsel und Gretel im Sinne. In aller Frühe stand die Alte schon vor dem Bette der noch süß schlafenden Kinder, freute sich über ihren Fang, riß Hänsel aus dem Bette, und trug ihn nach dem eng vergitterten Gänsestall, verstopfte ihm auch, damit er nicht schreie, den Mund. Dann weckte sie die arme Gretel mit Heftigkeit und schrie sie mit rauher Stimme an: »Steh auf, faule Dirne! Dein Bruder steckt im Stall, wir müssen ihm ein gutes Essen kochen, auf daß er fett wird, und für mich einen guten Braten gibt!«

Da erschrak die Gretel zum Tode, weinte und schrie, half aber nichts, sie mußte gehorchen und aufstehn, Essen kochen helfen, und durfte es selbst nach dem Stalle tragen, und mit ihrem eingesperrten Bruder weinen. Sie selbst ward von der Hexe gar gering gehalten. Das dauerte so eine Zeit, während welcher die Alte öfters nach dem Stalle schlich und Hänsel befahl, einen Finger durch das Gitter zu stecken, damit sie fühle, ob er fett werde. Hänsel aber steckte immer ein dürres Knöchelchen heraus, und sie wunderte sich, daß der Junge trotz dem guten Essen so mager

45.A.



Arnold Böcklin, »Hexe mit Kind«, um 1876

blieb. Endlich war sie das müde und sprach zur Gretel: »Kurz und gut, heute wird er gebraten«, und machte ein mächtiges Feuer in den Backofen, der neben dem Häuschen stand, da schob sie hernach Brot hinein, damit sie frischbackenes zum Braten habe. Das Gretel wußte seines Herzens keinen Rat, und endlich hieß ihm die alte Hexe sich auf die Schiebeschaukel zu setzen und in den Backofen zu lugen, die Alte wollte sie nur ein bisschen in den Ofen schieben, damit die Gretel sehe, ob das Brot braun sei, eigentlich aber wollte sie das arme Mägdlein gleich zuerst darin braten.

Ludwig Bechstein, *Hänsel und Gretel*, 1845

Dritter Auftritt. Vor dem Knusperhäuschen. Es ist heller Tag geworden. Hänsel und Grethel kommen umherspähend. Hier muß das Häuschen sein, sagt Hänsel, aus dieser Gegend sah ich aus der Ferne den Rauch aufsteigen – ach, da ist es ja! Sie bewundern nun Beide das köstliche Knusperhäuschen, gehn erst schüchtern heran und lassen sich dann gut schmecken von den leckern Sachen des Häuschens. Plötzlich ertönt aus dem Innern des Häuschens eine heisere Stimme: Knusper, knusper knäuschen, wer knuspert mir am Häuschen? Die Kinder sind guter Dinge und antworten frisch und fröhlich: Der Wind, der Wind – das himmlische Kind! und essen munter weiter. Da geht die Thür des Häuschens auf, und die alte Hexe tritt, von den Kindern unbemerkt, aus demselben heraus und geht leise auf die Kinder zu. [...] Sich verstohlen heranschleichend, wirft sie dem ahnungslosen Hänsel einen Strick um den Hals und fängt dann an zu kichern. Erschrocken blicken die Kinder sich um: Wer bist du, sagt Hänsel entsetzt, laß mich los! Ich bin Rosina Leckermaul, eine Menschenfreundin, und besonders habe ich die Kinder so lieb, zum Aufessen lieb. Hihhi, was seid ihr für ein paar leckere Teufelsbrätchen! Kommt mit mir in mein Häuslein, ihr sollt gut bei mir haben, süße Milch, Chokolade, Reisbrei und Kuchen vollauf, auf daß ihr euch kugelrund satt eßt! Nein, sagt Grethel, ich geh nicht mit dir, du häßliche Frau, ich traue dir nicht. Laß meinen Bruder los – was hast du mit ihm vor? Ach was sind das für thörichte Kinder, kichert die Alte, ich meins doch so gut mit euch. Ich will euch so füttern und nudeln bis ihr schön fett seid, und dann will ich euch schlachten und braten. Was? schreien die Kinder, du willst uns schlachten und braten? Willst du uns denn fressen? Ei freilich will ich das, ihr herzigen zuckersüßen Püppchen! Komm Grethelchen, erst machen wir dein Brüderchen fett; wir wollen ihn mit Rosinen und Mandeln füttern, das gibt die feinste Mästung. Erst gibts dann Pfeffer, nachher einige feine Coteletten, und zuletzt einen delikaten Mürbebraten. Er soll im Backofen gebacken werden, dann wird er schön knusperig, hihhi! Die Kinder schreien auf vor Entsetzen. Dann fragt Grethel: Aber sage mir, was willst du garstige Hexe denn mit mir machen? Ach, dich brate ich am Spieß, kichert die Alte, und nachher gibt's ne feine Wursterei! Damit öffnet sie eine Gitterthür und schiebt Hänsel hinein. Sie redet ihm zu, er solle nur tüchtig essen, damit er nur rasch fett wäre; das Wasser läuft mir schon im Mäulchen zusammen, kichert sie vergnügt, dann trägt sie Grethel auf, den Hof fein zu kehren und geht dann ins Haus. Wie sie allein sind, beruhigt Hänsel das

schluchzende Schwesterlein, sie solle nur schlau sein und so thun, als ob sie sich in Alles füge; die Hexe sei sehr dumm, das habe er schon gemerkt; sie solle vorsichtig auf Alles achten, was die Hexe thäte. Grethel trocknet ihre Thränen und gibt sich an die Arbeit. Dann wird sie von der Alten zum Tischdecken herein gerufen, sie solle aber die Knochentellerchen ja nicht vergessen. Grethel geht hinein, die Hexe sieht nach Hänsel und findet zu ihrer Freude den Futternapf schon leer, da Hänsel heimlich Alles versteckt hat. Er stellt sich schlafend. Die Alte hält ein Selbstgespräch, in welchem sie verrät, daß Grethel zuerst dran soll, und daß sie sie gleich in den Backofen schieben will. Sie öffnet die Backofenthüre und riecht hinein; hm, sagt sie, das Brod ist gleich gahr, wir können voran machen, das Feuer brennt auch gut. Sie schiebt noch ein paar Stücke Holz unter und reibt sich schmunzelnd die Hände. Dann wird sie so vergnügt, daß sie den Besen ergreift und auf dem Besenstiel ausgelesen um das Häuschen herumreitet, dabei ein Hexenlied singend. Grethel steht am Fensterchen und lauscht. Wie die Alte ausgetobt hat, geht sie zu Hänsel, weckt ihn und sagt, er solle mal einen Finger durch das Gitter stecken, ob er nicht schon ein bisschen fetter geworden wäre. Hänsel streckt ein Stöckchen heraus, die Alte schüttelt betrübt den Kopf und ruft Grethel zu, sie solle noch eine Schürze voll Rosinen und Mandeln herbringen. Grethel thut, die Hexe reichs Hänsel zu und bittet dann Grethel, sie solle doch eben einmal in den Backofen steigen und nachsehen, ob das Brod noch nicht braun wäre. Grethel schickt sich scheinbar dazu an, sagt dann aber, sie wisse nicht recht, wie sies machen müsse, die Alte möcht es ihr doch zeigen. Die Hexe thut dies ahnungslos, aber kaum hat sie den Kopf drin, patsch, gibt ihr Grethel einen derben Stoß von hinten, und hast du nicht gesehn, schwabbs, schlägt sie die Thüre zu. Da muß nun die Alte statt ihrer brutzeln und braten. Grethel befreit nun schnell ihren Bruder, und sie springen fröhlich umher. Zuletzt fallen ihnen die armen Eltern ein, die zu Hause darben müssen, während sie alles im Überfluß besitzen. Wie sie noch darüber reden, kommen die Eltern, die überall nach ihnen gesucht haben, heran, und sie fallen sich voller Jubel in die Arme. Ende.

Adelheid Wette, *Inhaltsangabe zum Liederspiel »Hänsel und Grethel«, 1890*

Ein Holzmacher hatte zwei Kinder, einen Sohn und eine Tochter, die beide noch sehr jung waren. Als er einst in den Wald gieng, baten ihn die Kinder, sie mitzunehmen. Er that das um so lieber, weil er bei dieser Gelegenheit sie los zu werden hoffte; denn er hatte wenig zu beissen und zu brechen und konnte sie nur sehr mühsam ernähren. Im Walde angekommen steckte er sie in einen Sack und hieng diesen an einem Baume auf, an einen andern Baum, der nicht allzuweit entfernt war, hängte er ein Stück Holz. Zu den Kindern aber sagte er: »Ihr werdet mich wol hacken hösen. Verhaltet euch ruhig; wenn ich mit der Arbeit fertig bin, will ich's euch sagen.« Mit diesen Worten entfernte er sich und überliess die Kinderchen ihrem Schicksale.

Die Kleinen, die von dem ungewohnten Wege sehr ermüdet waren, schliefen in dem Sacke bald ein. Als sie aber erwachten und das Holzstück, welches vom Winde

hin und her bewegt ward, an den Baum anschlagen hörten, so meinten sie, der Vater sei noch mit dem Holzmachen beschäftigt. Als es ihnen aber endlich zu lange dauerte, – denn es begann schon zu dämmern – sah der Knabe oben zum Sacke hinaus, konnte jedoch ringsum niemanden erblicken. Die armen Kinder stiegen deshalb aus dem Sacke heraus und giengen auf den Ort zu, woher der Schall kam. Da sie an jenem Platze nichts anderes fanden, als das Stück Holz, den Vater aber nirgends sahen, wussten sie nicht, was sie beginnen sollten, und weinten bitterlich. Endlich aber sprach der Knabe: »Ich werde auf einen Baum steigen, vielleicht nehme ich in der Nähe ein Licht wahr.« Er stieg auf einen Baum und bemerkte in nicht allzu grosser Entfernung ein Licht. Sie giengen darauf los und kamen zu einem Pfefferkuchenhäuschen. Der Hunger plagte sie. Darum krochen sie auf das Dach des Häuschens und assen fleissig. Noch nicht lange hatten sie gegessen, da kam eine alte Hexe heraus und sprach: »Wer kritz, wer kratzt an meinem Haus? / Ich reiss' ihm Lung' und Leber 'raus.«

Erschrocken hörten die Kinder auf zu essen, das Mädchen aber schrie wie eine Katze: »miau, miau!« Da entfernte sich die Alte mit den Worten: »Wänns duus best, mai Katzla, do friis wätt'r!« und die Kinder assen wieder weiter. Es dauerte aber nicht lange, so kam die Hexe wieder heraus und sprach abermals: »Wer kritz, wer kratzt an meinem Haus? / Ich reiss' ihm Lung' und Leber 'raus.«

Das nachgeahmte Katzengeschrei beschwichtigte sie nochmals. Bald aber trat sie zum drittenmale heraus, sah sich genau um und bemerkte die Kinder. »Kommt 'rein!« sprach sie zu ihnen, »ich werde euch zu essen geben.« Die Kinder giengen willig mit ihr in's Haus. Dort sperrte sie dieselben in die Hühnersteige ein und gab ihnen Semmelmilch zu essen. Als einige Wochen verstrichen und die Kinder von dieser ihrer täglichen Nahrung recht fett geworden waren, machte sie im Backofen ein tüchtig Feuer an und sprach zu ihnen: »Kommt, Kinder, wir wollen sehen, wie das Kuchenschieben geht.« Zuerst wollte sie den Knaben in den Ofen schieben, der aber war pfflig und bat die Hexe, sie möcht' ihm doch einmal zeigen, wie man das mache. Sie setzte sich nun ohne Arg auf die »Schosse«, der Knabe aber war schnell bei der Hand, schob sie in den Ofen hinein und lehnte denselben hinter ihr zu. Nun entflohen die Kinderchen eiligst, nachdem der Knabe einen Spiegel, eine Bürste und einen Schwamm zu sich gesteckt hatte.

Noch nicht weit vom Häuschen entfernt merkten sie, dass ihnen die Alte nachsetzte. Sofort warf der Knabe den Spiegel weg und sprach: »So wollt' ich doch, es wäre hinter uns so glatt wie ein Spiegel.« Kaum hatte er diese Worte gesprochen, so lag eine spiegelglatte Fläche hinter ihnen, und die Hexe fiel einmal über's andermal hin, kam aber doch immer näher und näher an sie heran. Nun warf der Knabe die Bürste hinter sich, indem er dabei die Worte sprach: »Ich wollt', es wäre hinter uns ein Wald, so dicht wie eine Bürste.« In dem Walde, der sich sofort erhob, kamen sie der Hexe wieder ein gutes Stück zuvor; doch in Kurzem war sie wieder hart hinter ihnen. Endlich warf er auch den Schwamm weg und wünschte, dass er ein Teich

werde und seine Schwester eine Ente in demselben. Als gleich darauf die Hexe zu dem Teiche kam, hätte sie am liebsten die Ente gefangen; diese aber schwamm immer in der Mitte herum. Deshalb legte sich die Alte an den Rand des Teiches und schlürfte das Wasser in vollen Zügen, in der Meinung, sie könne so den Teich ausleeren und dann die Ente ergreifen. Sie trank aber so lange, bis sie zerplatzte, und ihr Leib wie Pech auseinander floss. Jetzt waren die Kinder frei und gingen ungehindert ihres Weges.

Schlesisches Märchen, *Das Pfefferkuchenhaus*, 1867

Endlich müßte die Hexe, soll sie dramatisch wirken, entweder sehr delectat (Salonhexe), zierlich graziös, im Sinne einer Zuckerkuchenhexe gegeben werden (...) oder aber sehr drastisch, derb-komisch auftragen, was ohne Indezenz nur einer Mannsperson möglich sein dürfte.

Hermann Wette, *Notiz nach einer »Hänsel und Gretel«-Aufführung in Frankfurt*, 1894

Wie gefällt Dir die Frau »Rosina«? ich glaube, dass es eine schwierige, aber auch dankbare Partie ist, sie muß sehr komisch und dabei mit einem gewissen Pathos gegeben werden. Stimmlage ist ungefähr die der Ortud, der »Mime« ins Weibliche übersetzt.

Engelbert Humperdinck, An Hermann Levi, 18. September 1893

Frau W. (Anm.: Cosima Wagner) »entzückt« über *Hänsel und Gretel* hat gestern abend höchst eigenfüßig den Knusperwalzer getanzt.

Engelbert Humperdinck, An Hermann Wette, 7. August 1893

Es fehlt noch an einer rechten Einführung der Hexe. Ich dachte sie mir so: bei »komm knuspern wir« sind die Beiden vorsichtig herangeschlichen und Hänsel bricht ein kleines Stück ab. In demselben Augenblicke ertönt die Stimme aus dem Innern und Hänsel läßt das Stück zu Boden fallen, fasst sich aber und antwortet: »Der Wind« etc. Er hebt das Stück wieder auf und findet, dass es sehr lecker ist, gibt auch Gretel, die ihn begehrllich ansieht, ein Brökchen davon mit (»da hast du auch was«! Vgl. Adam und Eva!). Etwas beherzter bricht er wieder ein Stück ab und macht diesmal ein großes Loch in die Wand, gleichzeitig ertönt wieder die Stimme, wodurch sich Hänsel jedoch nicht aus der Fassung bringen lässt. Während die Beiden unter Scherzreden das zweite größere Stück zum teil verzehren, zum teil im Wämm-schen unterbringen, kommt die Hexe heran etc. etc. Auf diese Weise ist es natürlich, dass dem Hänsel als dem Hauptübeltäter die Schlinge umgeworfen wird. Versuche es einmal auf diese Weise zu dialogisieren, aber kurz gehalten, da bei dem Walzer vorher genug Worte gemacht wurden.

Engelbert Humperdinck, An Adelheid Wette, 6. Juli 1891



Alfred Kubin, »Hexe«, um 1925

Sehr gut wäre es, wenn die Hexe nach der Idee der Frau Wagner ausgeführt würde. In Dessau erscheint sie zuerst als alte Frau (vgl. Titelbild des Klavierauszuges!), die bei den Worten: »Ich bin Rosina Leckermaul« ihr graues Gewand abwirft und als schöne verführerische Zauberin dasteht. Beim Besenritt (»Hurr hopp, hopp, hopp«) verdunkelt sich der Himmel wie bei einem Gewitter und man sieht sie während des Orchesternachspieles, grell von zuckenden Blitzen beleuchtet, wieder als altes Weib auf dem besen am Ilstenstein vorbei durch die Luft in einem Bogen auf die andere Seite reiten, wo sie bei der Stelle »Br! Besen hu!« aus der Kulisse austritt, in dem gleichzeitig das Ungewitter wieder aufhört. Selbstverständlich wird die durch die Luft reitende Hexe durch jemand anderes dargestellt.

Engelbert Humperdinck, An Wilhelm Jahn, 7. Dezember 1894

Es waren einmal zwei arme Geschwister, ein Knabe und ein Mädchen, das Mädchen hieß Margarete, der Knabe hieß Hans. Ihre Eltern waren gestorben, hatten ihnen auch gar kein Eigentum hinterlassen, daher sie ausgehen mußten, um durch Betteln sich fortzubringen. Zur Arbeit waren beide noch zu schwach und klein; denn Hänchen zählte erst zwölf Jahre, und Gretchen war noch jünger. Des Abends gingen sie vors erste beste Haus, klopfen an und baten um ein Nachtquartier, und vielmals waren sie schon von guten mildtätigen Menschen aufgenommen, gespeiset und getränkt worden; auch hatte mancher und manche Barmherzige ihnen ein Kleidungsstückchen zugeworfen.

So kamen sie einmal des Abends vor ein Häuschen, welches einzeln stand; da klopfen sie ans Fenster, und als gleich darauf eine alte Frau heraussah, fragten sie diese, ob sie hier nicht über Nacht bleiben dürften. Die Antwort war: »Meinetwegen, kommt nur herein!« Aber wie sie eintraten, sprach die Frau: »Ich will euch wohl über Nacht behalten, aber wenn es mein Mann gewahr wird, so seid ihr verloren; denn er isst gern einen jungen Menschenbraten, daher er alle Kinder schlachtet, die ihm vor die Hand kommen!« Da wurde den Kindern sehr angst; doch konnten sie nunmehr nicht weiter, es war schon ganz dunkle Nacht geworden. So ließen sie sich gutwillig von der Frau in ein Faß verstecken und verhielten sich ruhig. Einschlafen konnten sie aber lange nicht, zumal da sie nach einer Stunde die schweren Tritte eines Mannes vernahmen, der wahrscheinlich der Menschenfresser war. Des wurden sie bald gewiß, denn jetzt fing er an, mit brüllender Stimme auf seine Frau zu zanken, daß sie keinen Menschenbraten für ihn zugerichtet. Am Morgen verließ er das Haus wieder und tappte so laut, daß die Kinder, die endlich doch eingeschlummert waren, darüber erwachten.

Ludwig Bechstein, *Der goldene Rehbock*, 1845

Es war einmal ein Förster, der ging in den Wald auf die Jagd, und wie er in den Wald kam, hörte er schreien, als ob's ein kleines Kind wäre. Er ging dem Schreien nach und kam endlich zu einem hohen Baum, und oben darauf saß ein kleines Kind. Es

war aber die Mutter mit dem Kinde unter dem Baum eingeschlafen, und ein Raubvogel hatte das Kind in ihrem Schoße gesehen: da war er hinzugeflogen, hatte es mit seinem Schnabel weggenommen und auf den hohen Baum gesetzt.

Der Förster stieg hinauf, holte das Kind herunter und dachte: »Du willst das Kind mit nach Haus nehmen und mit deinem Lenchen zusammen aufziehn.« Er brachte es also heim, und die zwei Kinder wuchsen miteinander auf. Das aber, das auf dem Baum gefunden worden war, und weil es ein Vogel weggetragen hatte, wurde Fundevogel geheißen. Fundevogel und Lenchen hatten sich so lieb, nein so lieb, daß wenn eins das andere nicht sah, ward es traurig.

Der Förster hatte aber eine alte Köchin, die nahm eines Abends zwei Eimer und fing an, Wasser zu schleppen, und ging nicht einmal, sondern vielemal hinaus an den Brunnen. Lenchen sah es und sprach: »Hör einmal, alte Sanne, was trägst du denn so viel Wasser zu?« »Wenn du's keinem Menschen wiedersagen willst, so will ich dir's wohl sagen.« Da sagte Lenchen, nein, sie wollte es keinem Menschen wiedersagen, so sprach die Köchin: »Morgen früh, wenn der Förster auf die Jagd ist, da koch ich das Wasser, und wenn's im Kessel siedet, werfe ich den Fundevogel 'nein und will ihn darin kochen.«

Jacob und Wilhelm Grimm, *Fundevogel*, 1812/1857

Es war einmal ein kleines Mädchen, das war eigensinnig und vorwitzig, und wenn ihm seine Eltern etwas sagten, so gehorchte es nicht; wie konnte es dem gut gehen? Eines Tages sagte es zu seinen Eltern: »Ich habe so viel von der Frau Trude gehört, ich will einmal zu ihr hingehen: die Leute sagen, es sehe so wunderlich bei ihr aus, und erzählen, es seien so seltsame Dinge in ihrem Hause, da bin ich ganz neugierig geworden.« Die Eltern verboten es ihr streng und sagten: »Die Frau Trude ist eine böse Frau, die gottlose Dinge treibt, und wenn du zu ihr hingehst, so bist du unser Kind nicht mehr.« Aber das Mädchen kehrte sich nicht an das Verbot seiner Eltern und ging doch zu der Frau Trude. Und als es zu ihr kam, fragte die Frau Trude: »Warum bist du so bleich?« »Ach«, antwortete es und zitterte am Leibe, »ich habe mich so erschrocken über das, was ich gesehen habe.« »Was hast du gesehen?« »Ich sah auf Eurer Stiege einen schwarzen Mann.« »Das war ein Köhler.« »Dann sah ich einen grünen Mann.« »Das war ein Jäger.« »Danach sah ich einen blutroten Mann.« »Das war ein Metzger.« »Ach, Frau Trude, mir grauste, ich sah durchs Fenster und sah Euch nicht, wohl aber den Teufel mit feurigem Kopf.« »Oho«, sagte sie, »so hast du die Hexe in ihrem rechten Schmuck gesehen; ich habe schon lange auf dich gewartet und nach dir verlangt, du sollst mir leuchten.« Da verwandelte sie das Mädchen in einen Holzblock und warf ihn ins Feuer. Und als er in voller Glut war, setzte sie sich daneben, wärmte sich daran und sprach: »Das leuchtet einmal hell!«

Jacob und Wilhelm Grimm, *Frau Trude*, 1812/1857



Albrecht Dürer, »Die Hexe«, um 1500

Ich bin mit meiner Schwester in eine kleine Stadt gefahren und stromerte mit ihr in den Straßen herum. Später war ich allein und kam in eine schmale, mittelalterliche Straße, die von rechts nach links führte und etwas bergauf ging. Ich blieb vor einer Zauber- und Antiquitätenhandlung stehen. Ich ging hinein. Die Besitzerin war etwas füllig und hatte Schleier im Haar. Sie war sehr anziehend und sah aus wie eine richtige Lady. Sie zeigte mir ihre wunderbaren Sachen sehr nett. Ich merkte, daß sie eine Hexe war, und überredete sie, mir das Zaubern beizubringen. Sie führte mir Tricks vor und ließ u. a. eine Kugel verschwinden. Es machte mir große Schwierigkeiten, das nachzumachen. Ich mußte die Kugel an einer Schnur straffziehen und Samsalabim oder ähnliches dabei sagen. Ich merkte, daß Zaubern schwierig ist. Sie brachte mir allerhand bei, und als ich schon geschickter war, nahm sie mich in ihre privaten Räume mit. Dort zauberten wir weiter. Der Trick gelang mir jetzt gut, so gut, daß die Hexe die Kugel fast nicht wieder holen konnte. Wir entdeckten sie dann im Heizkörper, und ich mußte die Kugel fest mit einer Schnur umwickeln. Als ich es fertig hatte, sagte sie mir, es wäre ein Stück Welt, was ich selbst erschaffen hätte. Ich zweifelte das an, aber sie ging zur Tagesordnung über und schrieb etwas in ihr Buch ein.

Hans Dieckmann, *Gelebte Märchen*, 1978

Das grauen- und grausvolle aller Aberglaubensgebiete ist das Hexenthum, das Hexenwesen. Millionen Federn hat es in Bewegung gesetzt, Milliarden Thränen hat es der bethörten Menschheit abgepreßt; eine bändereiche Literatur hat es hervorgeufen; von Predigerkanzeln, wie von Schulmeister-Lehrstühlen ist es nunmehr durch zwei Jahrhunderte beföhdet worden – und dennoch glauben in tausend und abertausend deutschen Städten und Dörfern (ohne der außerdeutschen zu gedenken) noch Millionen an Hexenkünste, Hexenwerke, und um so fester, weil nicht mehr der Dampf der Scheiterhaufen durch die Lande qualmt, weil nicht mehr die Justiz in wahnsinniger Verblendung alte rothäugige Frauen zu Tode quält und martert. Die Hexenbrände und Hexenverfolgungen haben aufgehört, sie mühten sich vergebens ab – ihre Kraft erschöpfte sich, der Hexenglaube lebt noch im Volke. Wir haben Frauen auf Dörfern gekannt, die als Hexen berüchtigt und bezüchtigt waren, wir kennen Frauen, die noch gläubig von jenen reden und erzählen. Manches Mittelalterliche freilich schwand dahin, verwischte, verflachte sich, aber vieles blieb und lebt ein unsterbliches Leben im Schoose, im Glauben des Volkes. Unbedingt glaubt dies noch fast in allen deutschen Gauen an Zauberei, an Bezauberung.

Ludwig Bechstein, *Mythe, Sagen, Märe und Fabel*, 1854/55

Das Pfarrhaus (wo er als Kind aufwuchs) steht allein beim Schloß Laufen, und hinter dem Hof des Mesmers liegt eine große Wiese. Im Traum stand ich auf dieser Wiese. Dort entdeckte ich plötzlich ein dunkles rechteckiges ausgemauertes Loch in der Erde ... Neugierig trat ich näher und blickte hinunter. Da sah ich eine Stein-
treppe, die in die Tiefe führte. Zögernd und furchtsam stieg ich hinunter. Unten

befand sich eine Türe mit Rundbogen, durch einen grünen Vorhang abgeschlossen. Der Vorhang war groß und schwer ... und es fiel mir auf, daß er sehr reich aussah. Neugierig, was sich dahinter wohl verbergen möge, schob ich ihn beiseite und erblickte einen zirka zehn Meter langen rechteckigen Raum in dämmerigem Lichte. Die gewölbte Decke bestand aus Steinen und auch der Boden war mit Steinfliesen bedeckt. In der Mitte lief ein roter Teppich vom Eingang bis zu einer niedrigen Estrade. Auf dieser stand ein wunderbar reicher goldener Thronsessel ... Darauf stand nun etwas. Es war ein riesiges Gebilde, das fast bis an die Decke reichte. Zuerst meinte ich, es sei ein hoher Baumstamm ... Das Gebilde war von merkwürdiger Beschaffenheit: es bestand aus Haut und lebendigem Fleisch, und oben drauf war eine Art rundkegelförmigen Kopfes ohne Gesicht und ohne Haare; nur ganz oben auf dem Scheitel befand sich ein einziges Auge, das unbewegt nach oben blickte. Im Raum war es relativ hell, obschon er keine Fenster und kein Licht hatte. Es herrschte aber über dem Kopf eine gewisse Helligkeit. Das Ding bewegte sich nicht, jedoch hatte ich das Gefühl, als ob es jeden Augenblick wurmartig von seinem Throne herunterkommen und auf mich zukriechen könnte. Vor Angst war ich wie gelähmt. In diesem unerträglichen Augenblick hörte ich plötzlich meiner Mutter Stimme, wie von außen und oben, welche rief: »Ja, schau ihn dir nur an. Das ist der Menschenfresser!« Da bekam ich einen Höllenschrecken und erwachte, schwitzend vor Angst.

C. G. Jung, *Erinnerungen, Träume, Gedanken*, 1962

Jede Hexe hat also zwei Gesichter. Besser noch: Jede Hexe wechselt zweimal ihr Gesicht. Zum ersten tritt sie uns verführerisch und zugleich Grausen einflößend entgegen – bis wir plötzlich ihr wahres Gesicht entdecken. Überwinden wir aber die Hexe, so mag uns ihre Vernichtung zwar augenblicks befriedigen und wir genießen den Sieg als ein aus eigener Kraft bestandenes Abenteuer. Aber inzwischen haben wir ganz andere, schier unerreichbare Zukunftsaufgaben im Sinn und verschwenden keinen Gedanken mehr an das Vergangene. Erst spät und lange nach den Abenteuern eines Lebens mag dem einen oder anderen aufgehen, was wir dem Eingreifen der Hexe verdanken. Die Hexe hat zwei Gesichter, aber nur eine Funktion.

Walter Scherf, *Die Hexe im Zaubermärchen*, 1987

So kann das Lebkuchen- oder Pfefferkuchenhaus in *Hänsel und Gretel* (ursprünglich ein Brothaus) als Ort von Einweihungs- und Reifungsritualen entschlüsselt werden, vergleichbar den Häusern für Jugendliche und den dort stattfindenden Vorbereitungen und Aufnahme-Zeremonien ins Erwachsenenalter und in die Dorfgemeinschaft in Völkern der Frühzeit. (...) Verlockung bietet das Hexenhaus/Lebkuchenhaus in *Hänsel und Gretel* und birgt zugleich eine todbringende Gefahr. Alles scheint hier doppelgesichtig: In der Not der Kinder wirkt das Haus von außen eßbar, hineinge-



Lancre, »Hexensabbat«, 1612

langt sollen die Kinder selbst gefressen werden. Die »Alte« bietet »ganz freundlich« den Kindern die Schätze und Süßigkeiten ihres Hauses an, richtet ihnen »zwei Betten zu von feinen Dunenkissen und lilienweißen Linnen« – ist aber eine »böse und garstige Hexe« (nach Bechsteins Fassung).

Mathias Behrends, *Aspekte einer szenischen Interpretation und konzeptionellen Lesart der Märchenoper »Hänsel und Gretel«*, 1993

Das Grauenhafte war mein Bereich. Das Umhegte und Versöhnliche stieß mich ab, mir war bekloppen zumute, wenn ich von den Lieben Kindern hörte, von den Gütigen Eltern, den Reichen Belohnungen. Schilderungen von Beschütztheit, von Wärme und Zufriedenheit weckten einen bohrenden Schmerz in mir. Vielleicht gab es irgendwo diese Geborgenheit, diese Zimmer, in denen es nach frischgebackenen Brezeln roch und in denen eine freundliche Großmutter im Schaukelstuhl saß und eine Katze mit dem Garnknäuel spielte, doch für mich war die Muhme Lenelies da, drinnen in den wogenden, betäubend duftenden Feldern, die Kornmuhme, die plötzlich zum Wegrund vorschnellete und das Kind mit sich riß, für mich gab es das Verirrtsein im Wald, den Morast mit den Irrlichtern, die Hexenhäuschen. Ich wußte wie es war, im Käfig zu hocken und der Hexe den Knochen anstelle des Fingers durch das Gitter zu strecken, ich kannte die furchtbare Spannung, als sie dicht vor mir den Knochen befühlte, und als ich sie meckern hörte, daß sie hübsche, fette Kinderchen haben wollte, hübsche Leckerhappen zum Schlachten. Der Parkwald um unser Haus nahm alle Märchen in sich auf, er war verwunschen, in seinen Moosen, seinem dichten Gebüsch, seinem knorpligen Wurzelwerk lebten die sprechenden Tiere, die Gnomen, die Räuber und Feen. Hier sah ich Rumpelstilzchen tanzen, den rotbärtigen Zwerg, sah, wie er sich selbst mitten entzwei riß, und hier, in einem verfallenen Gehöft am Waldrand war der Kopf des Pferdes Falada an die Wand genagelt, und ich hörte, wie es mit hohler Stimme aus ihm rief, wenn das deine Mutter wüßte, wenn das deine Mutter wüßte, das Herz im Leib würde ihr zerspringen. In irgendeinem Buch gab es ein Bild, auf dem zwei Kinder zu sehen waren, ein Knabe und ein Mädchen, die hoch oben im Geäst eines großen Baumes saßen. Sie hatten sich im Wald verlaufen und waren auf den Baum geklettert, um Ausschau zu halten. Doch ringsum war nichts anderes zu sehen gewesen als die grüne Undurchdringlichkeit, und so waren sie eingeschlafen, dicht aneinandergeschmiegt. Das Bild drückte aus, daß es keinen Weg zurück mehr gab, die Verlorenheit der beiden Kinder war so endgültig, daß sich auf eine sonderliche Weise aller Schrecken daraus verlor. Ihre Kleider waren von der langen Wanderung zerrissen, ihre Gesichter waren von Entbehrungen gezeichnet, doch jetzt waren sie ganz dem Schlaf hingegeben, völlig der Welt entrückt. In diesem Bild fand ich etwas, das jenseits von Hexen, Geistern und Untieren lag, eine vollkommene Stille und Einsamkeit, einen Trost und eine Stärke.

Peter Weiss, *Abschied von den Eltern*, 1961

Erlösung

Mich irritiert nicht mehr der gute Ausgang des Märchens: ich brauche ihn.

Elias Canetti, *Tagebuch*, 1980

Der Himmel beschließt es aber anders, beim Probeschuß fällt zwar Agathe, aber auch Kaspar, und zwar letzterer wirklich als Opfer des Satans, erstere nur aus Schrecken, warum ist im Stück entwickelt. Das Ganze schließt freudig.

Carl Maria von Weber, *Über das Finale von »Der Freischütz«*, 1817

Der Vater freute sich als er sie wieder sah, er hatte keinen vergnügten Tag gehabt, seit seine Kinder fort waren, und ward nun ein reicher Mann. Die Mutter aber war gestorben.

Jacob und Wilhelm Grimm, *Hänsel und Gretel*, Fassung von 1812

Mein Märchen ist aus, dort läuft eine Maus, wer sie fängt, darf sich eine große, große Pelzkappe daraus machen.

Jacob und Wilhelm Grimm, *Zusatz zu »Hänsel und Gretel«*, Fassung von 1857

Da fingen sie an zu laufen, stürzten in die Stube hinein und fielen ihrem Vater um den Hals. Der Mann hatte keine frohe Stunde gehabt, seitdem er die Kinder im Wald gelassen hatte, die Frau aber war gestorben. Gretel schüttete sein Schürzchen aus, daß die Perlen und Edelsteine in der Stube herumsprangen, und Hänsel warf eine Handvoll nach der anderen aus seiner Tasche dazu. Da hatten alle Sorgen ein Ende, und sie lebten in lauter Freude zusammen.

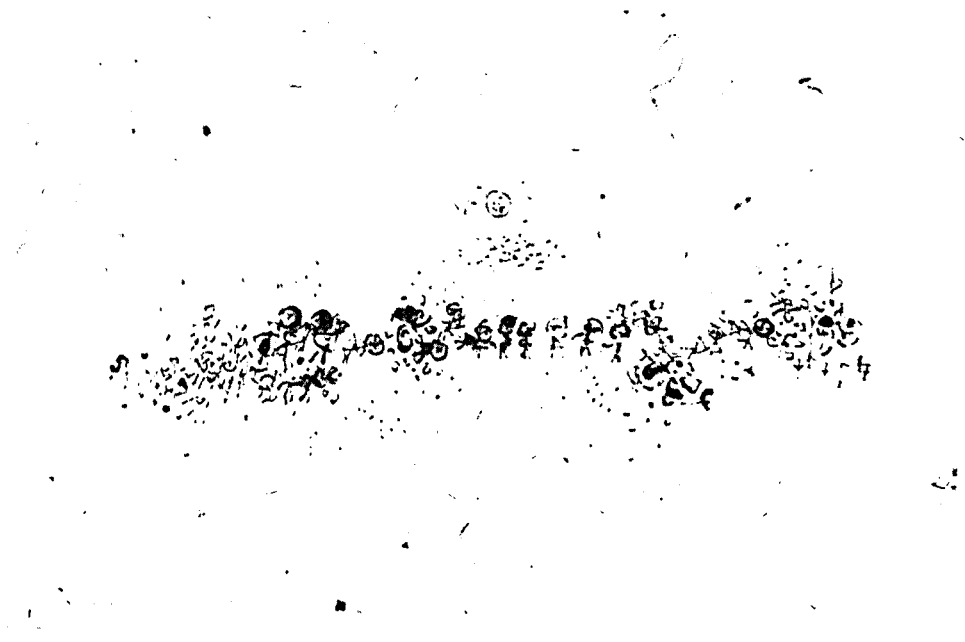
Jacob und Wilhelm Grimm, *Hänsel und Gretel*, Fassung von 1857

HÄNSEL *mit Grethel herumtanzend* Aus ist unsre Not, / Hurrah! Die Hexe ist todt!

GRETHEL Hänsel! was wird das aber geben, / Was haben wir jetzt für ein herrliches Leben! / Alle Tage Kuchen vollauf! –

HÄNSEL *nachdenklich* Ach nein – ich freue mich noch nicht drauf. / Denk ich an Vater und Mutter drauß, / wünscht ich, wir wären nur wieder zu Haus. / Denk nur – sie leiden bittere Not, / Haben vielleicht kein Stücklein Brot, / Während wir die schönsten Gaben, / Alles im Überflusse haben.

Adelheid Wette, *Liederspielfassung »Hänsel und Grethel«*, 1890



Paul Klee, »Aufmarsch der Kleinen«, 1932

VATER Kinder, schaut das Wunder an, / Wie solch Hexlein hexen kann, / Wie sie hart, knusperhart, / Selber nun zum Kuchen ward. / Die Moral von der Geschicht / Seid mir zu verleckert nicht, / Hier die Hex thuts euch kund: / Allzuviel ist ungesund.

ALLE Ja, nun gehn wir All nach Haus,
Denn nun ist das Stücklein aus.

Adelheid Wette/Engelbert Humperdinck, *Hänsel und Gretel*, Singspiel 1890

Ein Trost ist mir geblieben, die Aufführung wird gut, und außerdem habe ich heute Morgen das Glück gehabt einer Orchesterprobe beizuwohnen, die mir gegeben hat, was ich seit langer Zeit brauchte: einen großen inneren Erfolg. Mir ist zumute, wie Moses, da er das gelobte Land von ferne sah: ich bin noch wie berauscht von dem, was ich hörte: die jugendfrische Overtüre, das trauliche Kinderglück, die von Humor strotzende Szene der Eltern, von der Hermann thörichterweise meinte, sie sei unwirksam, das grauliche Waldweben, die verklärte Engelmusik, die sirenenhaft-zauberischen Klänge des Knusperhäuschens, der tolle Hexenritt, der einem in die Beine fährt, der herrliche Knusperwalzer und die übermütige Schlußscene; wer könnte das wieder vergessen! Zweierlei klingt aus jedem Takt entgegen: Jugend und Heiterkeit, wie man sie bei Mozart und in den *Meistersingern* und – sonst nirgends findet.

Engelbert Humperdinck, An Adelheid Wette, 12. Dezember 1893

Die Fermate im Zusammentreffen von Eltern und Kindern vor dem zerstörten Hexenhaus ist ein Anzeichen der Verwunderung, des Stillstandes und für ein Neuaufeinander-Zugehen. Endlich freigelassene Kinder. Davongekommen mit dem Leben. Lärmend und ungestüm entfesselt sich ihre Kraft und angestaute Energie, nach Tanzlied-Versen und Moralpredigt des Vaters, in der kurzen, sich überschlagenden, lärmenden Schluß-Stretta: Rennen die Kinder kopfüber alles über den Haufen?

Mathias Behrends, *Aspekte einer szenischen Interpretation und konzeptionellen Lesart der Märchenoper Hänsel und Gretel*, 1993

Im Märchen, bei den Grimms und bei Humperdinck, wendet sich, wie gesagt, am Ende alles zum Guten. Weder einem dämonischen Weib, noch der eiskalten Faust des Todes streckt man die Hand entgegen, sondern dem lieben Gott der Kinderzeit, der einen, stets flankiert vom Stab der Schutzengel, ins Bett begleitete. Die Hexe, als Lebkuchen aus den Trümmern des Backofens gezogen, vermag nicht mehr zu töten. Ganz anders als bei *Don Giovanni* heißt es in dem nun leise beginnenden Schlußchoral, der alle Kinderangst übertönt: »Wenn die Not aufs Höchste steigt, Gott der Herr die Hand uns reicht.« So lautet der Beschluß vom Märchen. Im Leben sieht es anders aus.

Norbert Abels, »*Hänsel und Gretel*«, *Aspekte von Märchen und Oper*, 1991



Heinrich Zille, Photographie

Dessauer Marsch

Ihre Mittheilung über Ihre Abmachung bezüglich Dessaus gilt mir als eine gute Vorbedeutung, und ich bin der Überzeugung, das diesmal in der That etwas ausgezeichnetes und zugleich werthvolles daraus entspringen wird. Insbesondere finde ich Ihren Plan betreffs Einfügung der Dessausischen Nationalhymne am Schlusse ungeheuer glücklich, nicht nur scenisch, sondern auch musikalisch, indem sich die Melodie ganz ungezwungen, wie von selbst einfügt, etwa so: im Bass das Besenmotiv, in den höheren Blasinstrumenten der Kinderreigen und in der Mitte, von vier Hörnern unisono vorgetragen das »So leben wir«. Zukünftige Deuter werden ohne Zweifel eine sinnige Verknüpfung des » So *leben* wir« mit den *Lebkuchen*kindern herausfinden. Fast möchte ich bedauern, dass Dessau nicht in Frankreich liegt, denn dann hätte man ja die schöne Gelegenheit, die russische Nationalhymne hier anzubringen!

Engelbert Humperdinck, An Cosima Wagner, 6. September 1894

Es ist zu freundlich von Ihnen, auf meinen Wunsch einzugehen, und ich freue mich, im Voraus auf unsere Krönung des Ganzen, mit dem alten dessauer, der ganz eine Märchenfigur ist und vollständig zum Bürstenbinder passt. Die Idee ist aber von Ihnen! Mein Verdienst ist nur das Aufraffen. Wer »ihn rafft, hat ihn gewonnen.« Jetzt will ich nur sehen, dass meine Regie auf der Höhe Ihres Werkes und seines Abschlusses, von dem ich mir alle erdenklichen und contrapunktischen Finessen erwarte, sei.

Cosima Wagner, An Engelbert Humperdinck, 14. September 1894

Nun bleibt der Schluss! Die pathetische Stimmung des Gebetes geht mir etwas schnell ins Scherzhafte über. Ich denke mir Kinder und Eltern, beim ff kniend, dann allmählich sich erhebend, die Kuchenkinder aus den Trümmern des Häuschens eine Bahre richtend um Hänsel und Gretel im Triumph davon zu tragen (die Eltern hinterdrein). Wissen Sie mir da Rath? Zum Beispiel wenn der Bass allein seine 4 Takte hätte, dann das Gebet-Thema der Trompete eintrete und endlich der Reigen?

Cosima Wagner, An Engelbert Humperdinck, 31. Oktober 1894

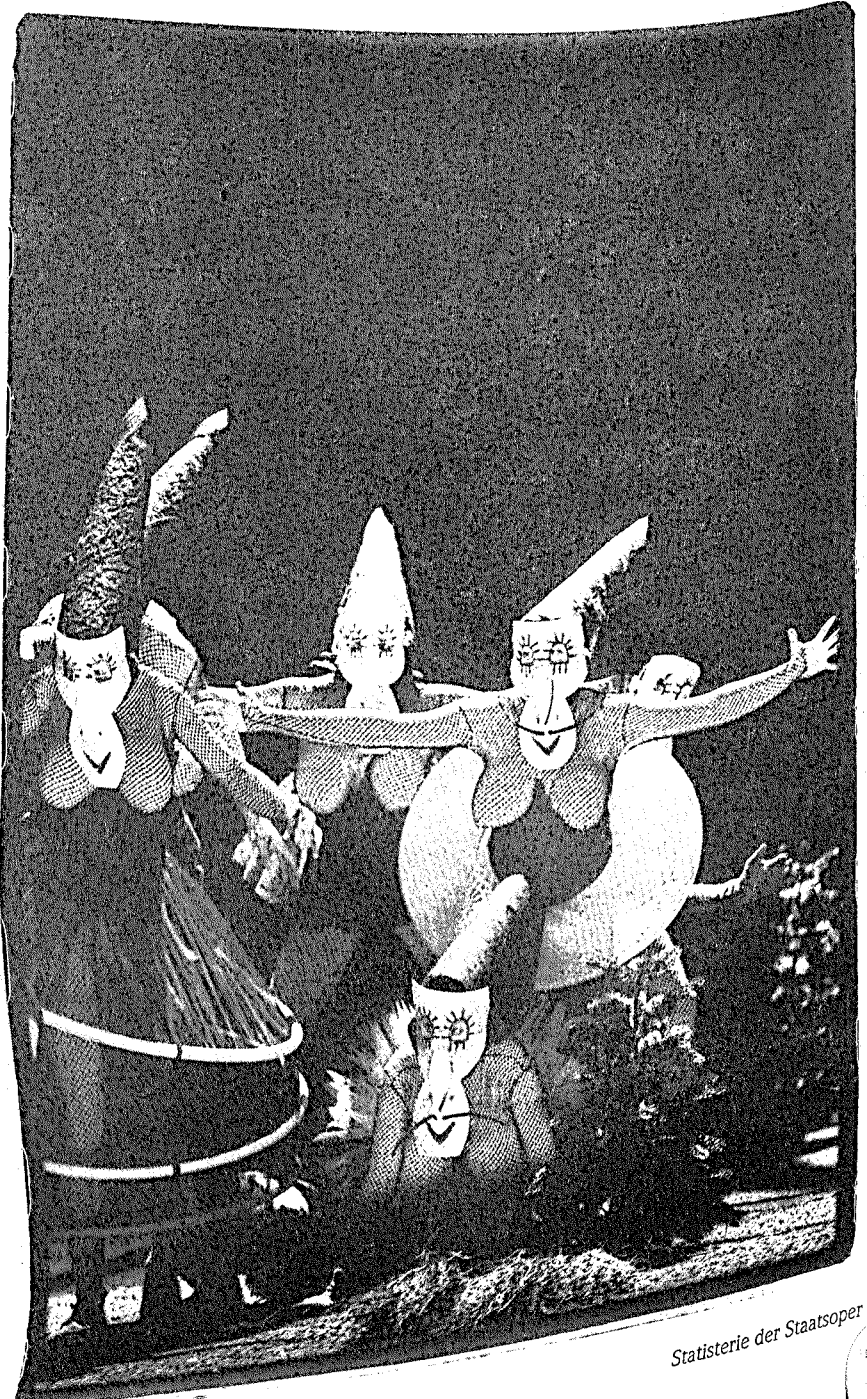
Ich habe sofort Herrn von Vignau erwidert, dass die beabsichtigte Einfügung des Dessauer Marsches durchaus nicht etwa von persönlichen oder lokalen Motiven bedingt sei, sondern dass die Melodie »So leben wir alle Tage« weiter nichts als eine musikalische Umschreibung der bekannten Märchenschlussphrase »Und wen sie nicht gestorben sind, so leben sie heute noch« bedeuten solle, und demgemäß aus dem

Geiste des Märchens selbst zu verstehen sei. Und dass die Melodie außer dem eine gewisse Verwandtschaft mit den Tanzliedchen im 1. Bilde (z. B. »Brüderchen komm tanz mit mir«) hat und sich contrapunktisch vortrefflich verwerthen lässt, so ist für die musikalische Einheit des Stückes hinreichend gesorgt. So wäre denn der Dessauer Schluß gerettet, und es bleibt nur übrig ihn auszuführen, was ja eine Kleinigkeit ist. Nach ihrer Idee lasse ich nach der Choralmelodie »Wenn die Noth aufs höchste steigt« das Orchester durch vier Takte im F-Dur-Akkord verklingen, während sich alles im Chor wieder von den Knieen erhebt. Während die Kinder zum Häuschen eilen, um die Bahre herzustellen, intoniren die Hörner, zuerst ganz leise, die Dessauer Melodie mit simpler Begleitung des Bassmotivs. Während die Melodie durch Hinzutreten mehrerer Instrumente immer mehr anschwillt, rüsten einige Knaben sich aus mit Kinderinstrumenten (Kindertrompeten, Trommeln, Pfeifchen, Rasseln etc., vgl. den Aufmarsch der Gesellen in den *Meistersingern*) und formiren ein kleines »Musikcorps«, welches den Zug eröffnet, just in dem Augenblick, als am Ende des crescendos das Orchester fortissimo mit dem Originalschluss einsetzt, in welchem die vier Themen nunmehr mit dem fünften, dem von allen vier Hörnern kräftig geblasenen Dessauermarsch, zugleich auftreten.

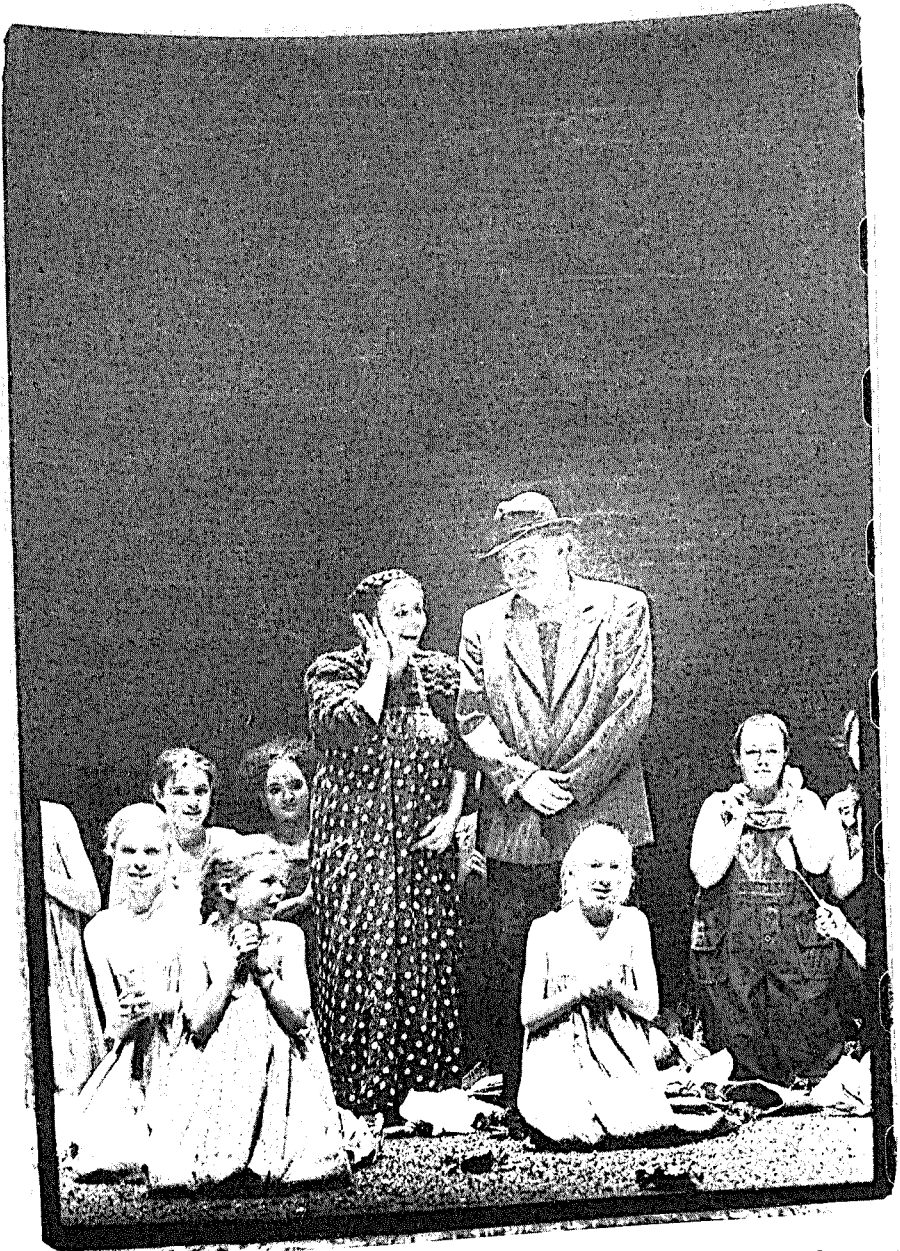
Engelbert Humperdinck, An Cosima Wagner, 4. November 1894



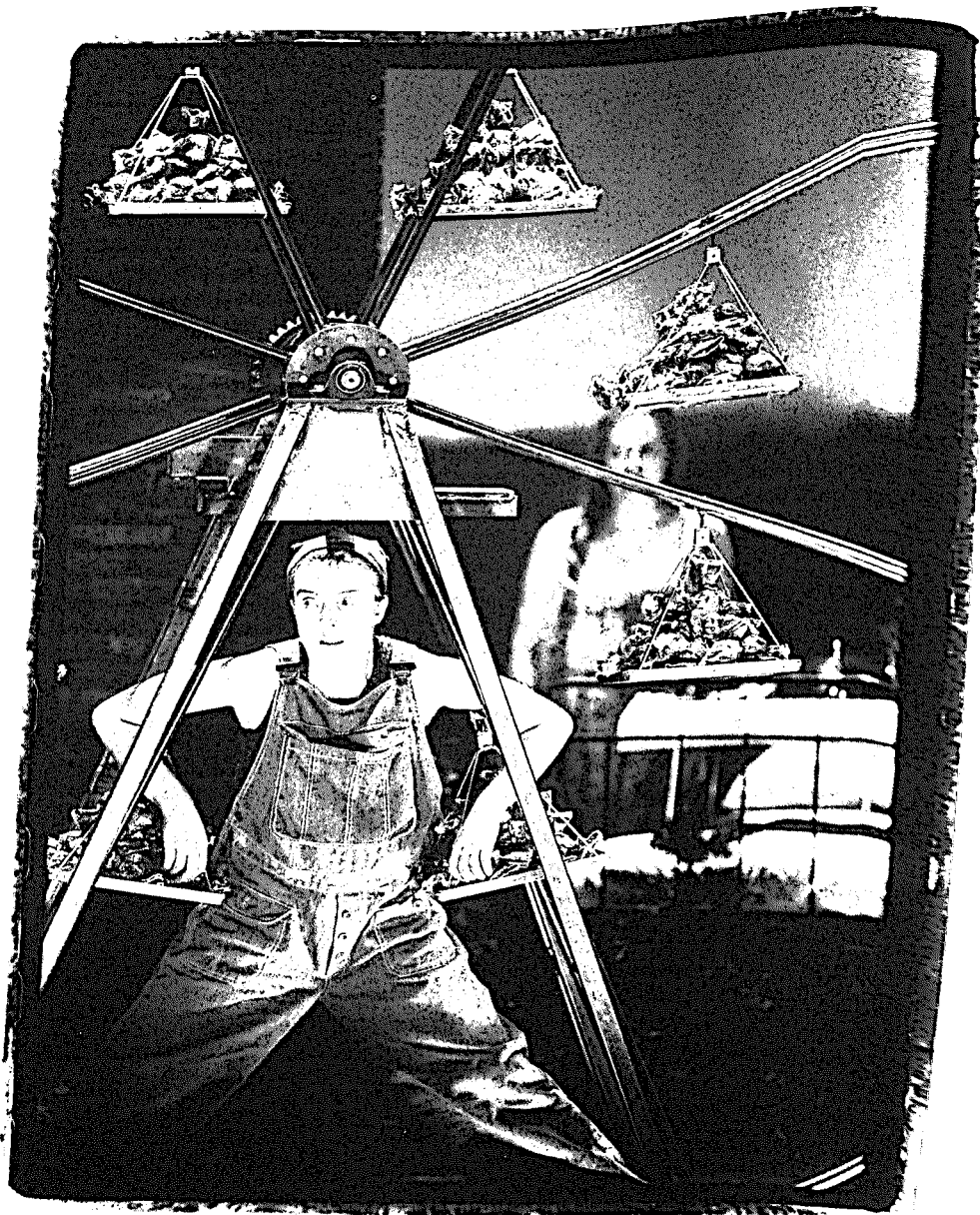
Louise Walsh



Statisterie der Staatsoper



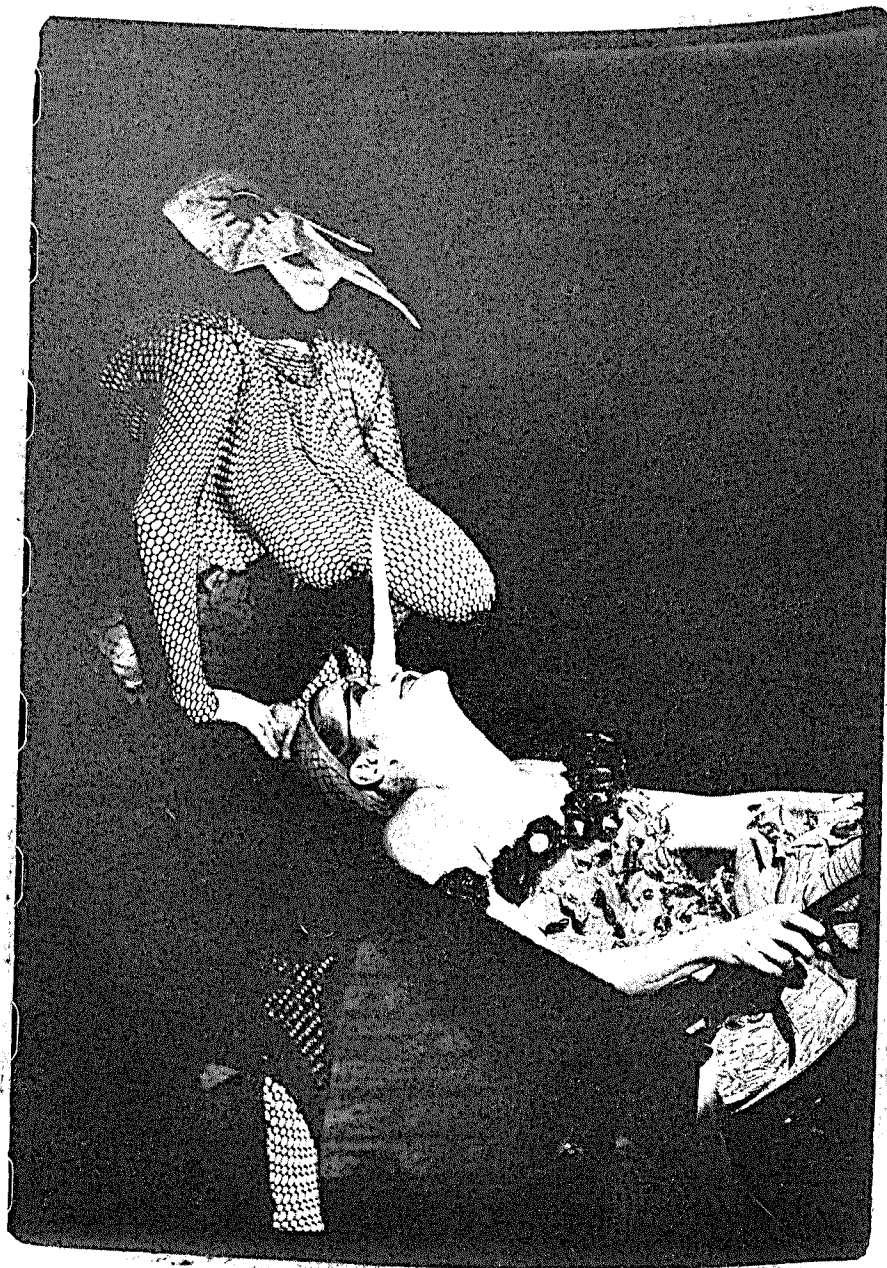
Irmgard Stadler, Wolfgang Schöne, Kinderchor der Staatsoper



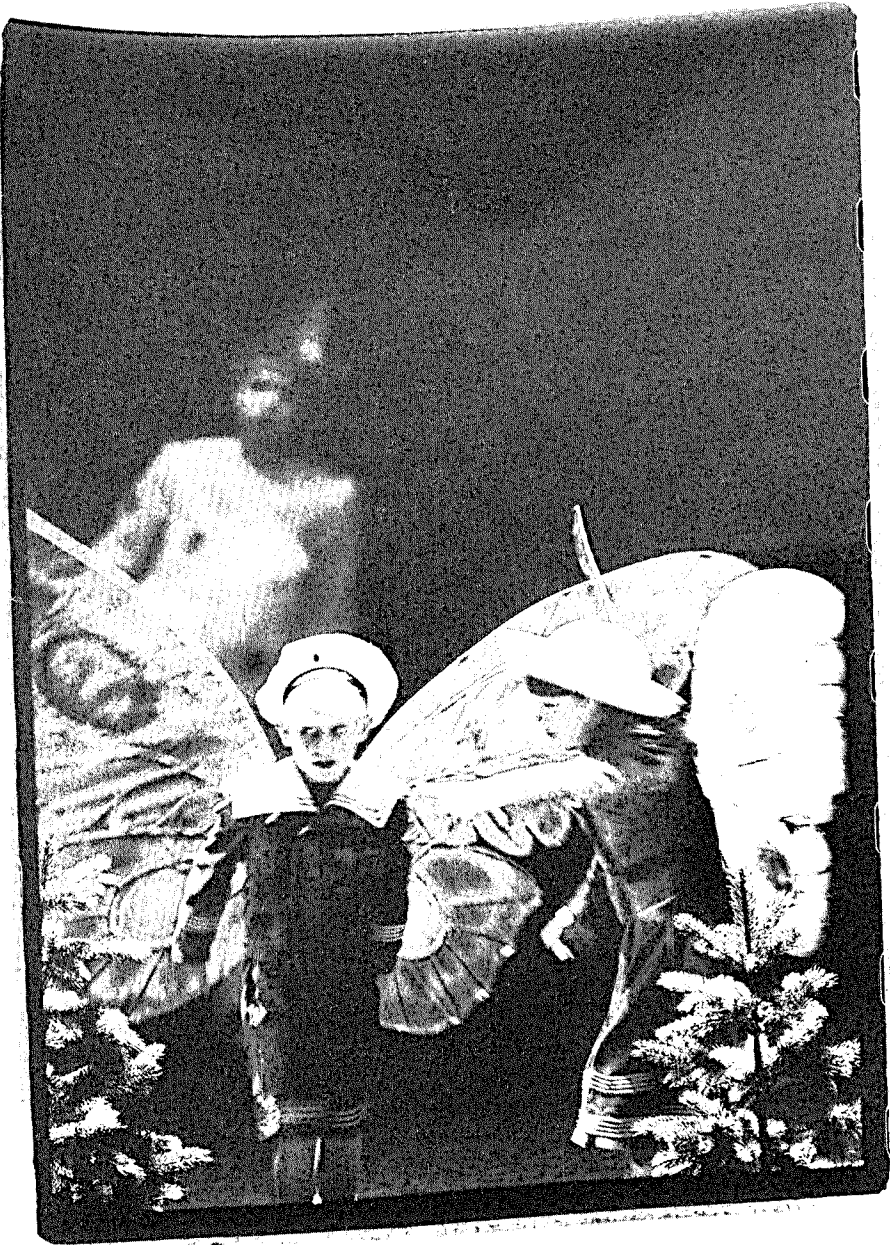
Stella Kleindienst, Catriona Smith



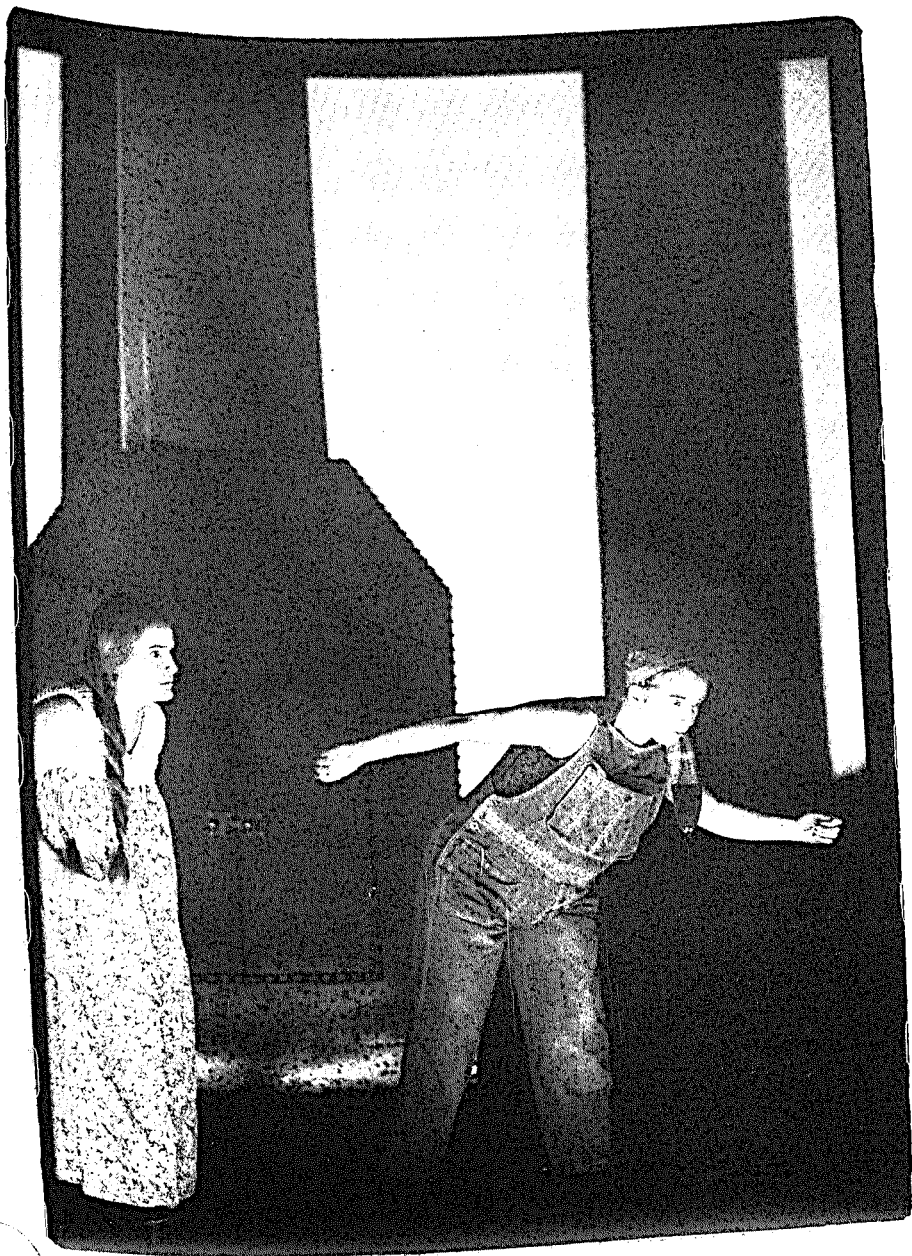
Catriona Smith, Sandra Graham



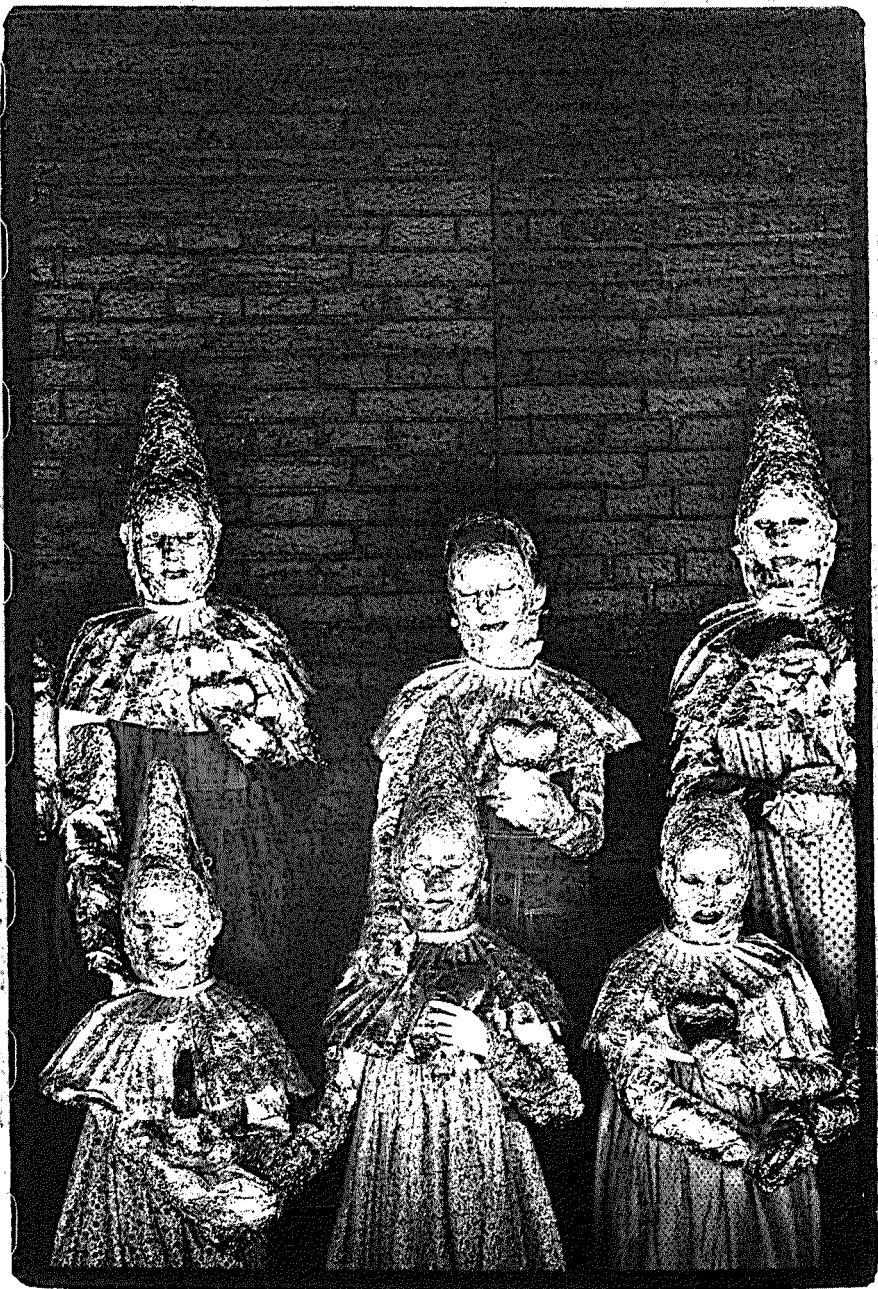
Sandra Graham, Statisterie der S



Statisterie der Staatsoper



Catriona Smith, Stella Kleindienst



Kinderchor der Staatsoper

NACHWEISE

TEXTE

Hans-Wolfram Humperdinck, Engelbert Humperdinck, Das Leben meines Vaters, Frankfurt 1965; Hans-Josef Irmen, Engelbert Humperdinck – Briefe und Tagebücher, I-III. Band, Köln 1975; Hans-Josef Irmen, *Hänsel und Gretel*, Studien und Dokumente zu Engelbert Humperdincks Märchenoper, Mainz 1989; Ludwig Bechstein, Sämtliche Märchen, Darmstadt 1967; Ludwig Bechstein, Mythe, Sage, Märe und Fabel im Leben und Bewußtsein des deutschen Volkes, Leipzig 1854; Alfred Cammann, Deutsche Volksmärchen aus Rußland und Rumänien, Göttingen 1967; Jacob und Wilhelm Grimm, Kinder- und Hausmärchen, Stuttgart 1980; Jacob Grimm, Deutsche Mythologie, Berlin 1875-78; Charles Perrault, Märchen, Zürich 1985; Elisabeth Lembke, Volkstümliches aus Ostpreußen, Hildesheim 1978; A. Leskien/K. Brugman, Litauische Volkslieder und Märchen, Straßburg 1882; Abraham a Santa Clara, Sämtliche Werke, Lindau 1856; Hans Christian Andersen, Sämtliche Märchen, München 1959; Walter Benjamin, Gesammelte Schriften, Frankfurt 1972; Georg Büchner, Dramen, Stuttgart 1946; Michail Bulgakow, Der Meister und Margarita, Neuwied/Berlin 1968; Elias Canetti, Das Geheimherz der Uhr, Darmstadt 1987; Jean Cocteau, Kinder der Nacht, Paris 1929; Max Frisch, Tagebuch, Frankfurt am Main 1950; Wilhelm Hauff, Werke, Zweiter Band, Frankfurt am Main 1969; Gerhart Hauptmann, Hanneles Himmelfahrt/Die versunkene Glocke, Gütersloh 1956; E. T. A. Hoffmann, Nachtstücke, Berlin 1993; Ödön von Horváth, Gesammelte Werke, Frankfurt am Main 1971; Wolfgang Koepfen, Vorwort zu »Von dem Machandelboom«, Frankfurt am Main 1987; Itzik Manger, Das Buch vom Paradies, Wiesbaden/München 1978, Jean Paul, Werke, Darmstadt 1963; Franz Graf von Pocci, Lustiges Komödienbüchlein, Leipzig 1907; Antoine de Saint-Exupéry, Der kleine Prinz, Düsseldorf 1947; August Strindberg, Märchenspiele, München 1919; Ludwig Tieck, Phantasmus, Frankfurt am Main 1985; Peter Weiss, Abschied von den Eltern, Frankfurt am Main 1961; Thomas Wolfe, Schau heimwärts, Engel!, Hamburg 1994; Mathias Behrends, Aspekte einer szenischen Interpretation und konzeptionellen Lesart der Märchenoper *Hänsel und Gretel* von Engelbert Humperdinck, Leipzig 1993 (Abdruck mit freundlicher Genehmigung des Autors); Bernhard Adamy, Schopenhauer und einige Komponisten, in: 61. Schopenhauer-Jahrbuch, Frankfurt am Main 1980; Walter Benjamin, Theoretiker der Moderne, Ausstellungskatalog, Berlin 1990; Hans Dieckmann, Gelebte Märchen, Hildesheim 1978; Dorothea Dieckmann, Wie Engel erscheinen, Hamburg 1994; Richard van Dülmen (Hg.), Hexenwelten, Frankfurt am Main 1987; Sigmund Freud, Traumdeutung, Frankfurt am Main 1972; C. G. Jung, Erinnerungen, Träume, Gedanken, Zürich 1962; Ute York, Engel werfen keine Schatten, München 1994; Michael Leinert, Carl Maria von Weber, Hamburg 1978; Philippe Pinel, Encyclopédie méthodique, Paris 1816; Walter Scherf, Die Herausforderung des Dämons, Form und Funktion grausamer Kindermärchen, München 1987; Die Handlung verfaßten Mathias Behrends, Cornelia Weidner und Sarah Schaaß.

ABBILDUNGEN

Clärchen und Hermann Baus, Fotos für dieses Heft; Albrecht Dürer, Das graphische Werk, Wien/München 1964; Ludwig Emil Grimm, Graphik, Marburg 1985; Paul Klee, Ein Kind träumt sich, Ausstellungskatalog, Stuttgart 1979; Heinrich Zille, Photographien Berlin 1890–1910, München 1979; Beuys vor Beuys, Ausstellungskatalog, Bonn 1987; Wieland Schmied (Hg.), Der Zeichner Alfred Kubin, Salzburg 1967; Arnold Böcklin, Ausstellungskatalog, Basel 1977; Horst Günther (Hg.), Karl Philipp Moritz, Werke, Frankfurt am Main 1981; Morton D. Paley, William Blake, New York 1978; Hans Biedermann, Hexen, Graz 1974.

Staatsoper Stuttgart
Engelbert Humperdinck

Hänsel und Gretel

Premiere: 11. März 1995

Musikalische Leitung: Michael Boder. Inszenierung: Johannes Schaaf. Bühnenbild: Rolf Glittenberg.
Kostüme: Marianne Glittenberg. Chor: Michael Alber. Licht: Wolfgang Göbbel. Dramaturgie: Wolfgang Willaschek

Herausgeber: Staatsoper Stuttgart

Spielzeit 1994/95, Heft 21

Operndirektor: Klaus Zehelein

Redaktion: Dramaturgie

Verantwortlich für dieses Heft: Wolfgang Willaschek

Redaktionelle Mitarbeit: Cornelia Weidner

Satz: Schäfer DHM Digital, Stuttgart

Druck: Druckhaus Münster, Kornwestheim

